



Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N^o 14.

1882.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfennig. — In Heften à 35 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

[1881]

Im Kampf wider alle.

Roman von Ferdinand Stiller.

(13. Fortsetzung.)

Am Nachmittage des folgenden Tages sehen wir Herrn Traugott Wilhelm Häfler sen. in nicht unbeträchtlicher Aufregung und so raschen Schrittes, als es ihm seine stattliche Leibesbeschaffenheit und seine Bequemlichkeit erlaubten, durch die Straßen von B. schreiten.

Der alte Herr hielt immerfort Selbstgespräche — er brumte und grunzte vor sich hin und die unvermeidlichen, in Freud und Leid mit verschiedener, äußerst charakteristischer Tonfärbung auftretenden Hä-Hä's drängten sich verschiedenemal so laut über die fleischigen Lippen, daß die Vorübergehenden verwundert stehen blieben und Herrn Häfler kopfschüttelnd nachschauten.

Vor einem mit grauer Delfarbe sauber aufgeputzten Hause blieb er endlich heftig schnaufend stehen. Das Ziel seiner Wanderung war erreicht: Höhere Töchterschule (Privatinstitut), Vorsteherin Theodosia Krause — prangte in Goldbuchstaben über der breiten Pforte, zu der drei Stufen hinaufführten.

Herr Häfler sah nach der Uhr.

Halb eins — hä, hä — grade recht! brumte er.

Er begab sich gradenwegs nach dem uns schon bekanten Direktorialzimmer der Vorsteherin des Instituts, an dem seine Nichte Friederike angestellt war.

Der Institutsdiener segte eben den Korridor. Dienstestrig stellte er seinen Besen in einen Winkel und meldete seiner Herrin den Besuch.

Die Vorsteherin war nicht allein, — der Konsistorialrat Kölle — jener geistliche Schulinspektor, dem wir auf seinem Revisionsgange durch die Erziehungsanstalt begegnet sind, war gekommen, um der Vorsteherin zu gratuliren, — in den letzten Tagen war die von ihm beantragte Erneuerung der obrigkeitlichen Konzession, der Existenzgrundlage für jedes derartige Privatinstitut, von Seiten des Kultusministers erfolgt.

Theodosia Krause war entzückt und vor allem begeistert für den Konsistorialrat, der ihr eben wieder eine Ermahnungs- und Aufmunterungsrede gehalten hatte, wie etwa ein greiser Vater, der ein junges Töchterlein in die herzlose Welt hinauszusenden gezwungen ist.

Wenn die Schwierigkeiten ihres schönen Berufes ihr über das Haupt zu wachsen drohten, wenn sie sich guten Rats bedürftig fühlte, wenn sie Zweifel hegte und für ihr Handeln den rechten Weg nicht allsogleich zu finden vermöge, dann dürfe sie sich stets vertrauensvoll an den geistlichen Herrn wenden — er würde alle-

zeit und gern mit den ihm vom Allerhöchsten verliehenen Kräften und Kenntnissen ihr zur Seite stehen.

Frau Krause hatte für dieses sie hoch ehrende und erhebende Versprechen mit Wärme und Rührung gedankt und die Versicherung hinzugefügt, daß sie auch fürderhin nichts besseres zu tun wissen werde, als die Pfade zu wandeln, welche der von ihr über alles verehrte Herr Konsistorialrat ihr weise.

Dann hatte sie ausführlichen Bericht erstatten wollen über die Erfolge, welche sie seit der Revision erzielt zu haben glaubte, als die Meldung, daß Herr Traugott Wilhelm Häfler die Frau Vorsteherin zu sprechen wünsche, sie unterbrach.

Sie wollte pflichtschuldigst erklären, daß sie in diesem Augenblick durch wichtige Amtsgeschäfte gehindert sei, Herrn Häfler zu empfangen. Aber das litt der heute ungemein leutselige Konsistorialrat nicht.

„Bitte lassen Sie den Herrn nur eintreten. Ein braver Mann — habe von ihm gehört.“

Die Institutsvorsteherin kante Herrn Häfler seit vielen Jahren. Sie hatte ihn sogar in ihr Herz geschlossen noch von der Zeit her, da er wolbestallter Kommiss in der Kolonialwarenhandlung war, die ihm nun seit fast vier Jahrzehnten zu eigen gehörte.

Sie war zu jener Zeit Gouvernante gewesen; und den strohblonden Kommiss Traugott Wilhelm Häfler hatte sie als einen von den wenigen Menschen kennen gelernt, welche sie sowol interessant als schön fanden. Das hätte sie ihm nie vergessen, und wenn sie tausend Jahre alt geworden wäre und ihn nie wieder gesehen hätte.

Aber sie hatte ihn oft wiedergesehen, denn sie fungirte in dem merkwürdigerweise sehr empfindsamen Herzen des Herrn Häfler Vater als die gebildetste, gelehrteste und geistreichste Dame unter all' den Unzähligen, für die er je zarte Gesüle gehegt hatte; und wo er ihr seit besagter langverstrichener Zeit nur begegnen konnte, da war er immer vor sie hingetreten, um in sich das Gedächtnis vergangener schönerer Tage zu wecken.

Ja, es zu leugnen, wäre ungerecht: Häfler sen. hatte viel, sehr viel geliebt.

Er machte darin wol keine Ausnahme von der Regel, der seine Kollegen hinter den Ladentischen der Spezerei- und Kolonialwarengeschäfte folgen — jedes weibliche Wesen, das den Laden zu betreten oder auch nur an ihm vorbeizugehen pflegte, wenn es nicht gar zu alt und gar zu häßlich war — wurde mehr oder minder heiß, mehr oder minder offenkundig — geliebt. Die

handfeste Köchin, die er nach Belieben und Bedürfnis und mit allen Leibeskraften in die Backen und Arme kneifen durfte, die junge Frau des Postkondukteurs oder Staatsunterbeamten, der beim Herausgeben von Kleingeld verstoßen die Hand zu drücken nicht versagt war, das Fräulein Tochter des wohlhabenden Rentiers, die es nicht ungern sah, wenn des rotbäckigen langen Jünglings wasserblaue Augen sie anschnacketen und seine riesige dickfingerige Rechte sich bedeutungsvoll auf die Leibeshöhle presste, wo er unter besonders aufregenden Umständen sein Herz klopfen füllte — alle, alle nacheinander und miteinander hatte Herr Traugott Wilhelm Häppler — wie er meinte — mit der Blut schier verzehrender Leidenschaft geliebt.

Aber auf keine Liebe war er so stolz gewesen, als auf die zu der Gouvernante Fräulein Theodosia Hörauf, wie Frau Krause's Mädchenname gelautet hatte.

Fräulein Theodosia hatte in den Augen des guten Häppler überwältigende Vorzüge. Sie hatte höhere Schulen besucht, mehrere Examen gemacht, war ganz erschrecklich musikalisch und — trug eine Brille.

Zu jener Zeit — so etwa zu Ende der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts trugen die Damen nur sehr selten solche Augengläser, junge Mädchen trugen sie garnicht.

Fräulein Theodosia war die einzige Ausnahme — sie war one Brille nie zu schauen, und die dicke schwarze Hornfassung ihrer Augenbewaffnung verlieh ihrem mageren Gesichte einen sonderbar unheimlichen Zug — einen furchtbar interessanten Zug, wie Traugott Wilhelm Häppler überzeugt war.

Fräulein Theodosia war dazumal überhaupt mager — sehr mager — ein Uebelstand, den des Himmels wunderbare Fügungen im Laufe der Dezennien in sein grades Gegenteil verwandelt hatten. Dieser Uebelstand war in unfres Traugott Wilhelm Augen aber ein mächtiger Vorzug, — an den Köchinnen wisse er viel Fleisch und festes Fleisch wol zu schätzen, erklärte er zuweilen dem ihn wie eine Art Orakel anstauenden, noch jugendlicheren Hausknecht seines Geschäfts, an einer Frau sei die Fülle der Körperformen mitunter sogar verdamt hübsch, aber ein Jungfräulein aus besseren Ständen, besonders eines, das sich durch Bildung auszeichne, müsse zart, äterhaft sein.

Wie Häppler zu dieser sinnigen Anschauung gekommen war, vermögen wir nicht mit Sicherheit zu sagen, obgleich wir wissen, daß sein poetisches Empfinden fast ausschließlich durch die Claren'schen Mimili-Erzählungen geweckt worden war. Genug, es war das einmal seine Ansicht, und dieser Ansicht verdankte die jezige Institutsvorsteherin Theodosia Krause den eifrigsten und treuesten Anbeter. Wir würden sogar kaum zuviel behaupten, wenn wir Herrn Häppler sen. als den einzigen wirklichen Anbeter bezeichnen. Zwar hatte Häppler der geliebten äterischen Brillenträgerin nie seine Liebe gestanden; bei Dienstmädchen und Näherinnen war ihm eine Liebeserklärung ein Kinderspiel, und zwar ein desto leichteres, je weniger er von Liebe zu der Betreffenden spürte, bei weiblichen Individuen aber, die er für gebildet zu halten Ursache hatte, oder die den fogenant höheren Ständen angehörten, brachte er in seinen jungen Jahren nur dann ein nur einigermaßen vernünftiges Wort über die Lippen, wenn sie in seinem Laden von ihm Zucker oder Kaffee, Kamillen oder Baldrian, Käse oder Häringe verlangten. Da nun weder der offene, meist von vielerlei Kunden besuchte Laden nicht der passende Ort zur Ausschüttung eines gefüllvollen Jünglingsherzens war und da sich auf das abschauliche dunkelgraue Löschpapier der Düten und Häringenvorhänge absolut kein Liebesbrief schreiben ließ, so kam Häppler niemals dazu, seinen Gefühlen freien Lauf zu lassen.

Bei Fräulein Theodosia hatte die Sache aber noch ihren besondern Haken: sie hatte fast nie etwas in dem Speisereichen zu tun. Sie ging nur täglich mehreremale daran vorüber, häufig in Begleitung der Kinder, die ihrer Erziehung anvertraut waren. Im Hause schrägüber wohnte sie — am Fenster las sie, schrieb sie, strickte sie und in der Nähe des alsdann meist geöffneten Fensters spielte sie auf einem alten Hackebrett von Klavier und sang dazu. Häppler schwelgte monate- und jarelang in dem Gedanken, daß sie all' das ihm zu Ehren und Vergnügen tat — ihm, der jedesmal an der Ladentür stand, oder in nächster Nähe etwas zu tun hatte, wenn sie sich blicken ließ, der immer alleruntertänigst — mit tiefstem Bücklinge und möglichst melodischer Stimme — grüßte und einigemal sogar: Schönsten guten Morgen, meine schöne Mademoiselle! zu sagen kühn genug gewesen war.

Fräulein Theodosia hatte diese Huldigungen allerdings be-

merkt und wußte nichts dagegen einzuwenden. Es hatte sogar eine Zeit gegeben, da sie zu Gott flehte, er möge dem liebenswürdigen Jüngling im Speisereichen Mut und Kraft leihen, damit er seinen Gefühlen in Worten Ausdruck geben könne; aber der liebe Gott hatte es offenbar anders beschlossen: eines schönen Tages war Herr Traugott Häppler verlobt, er wußte selbst nicht recht wie.

Es war Sonntag Vormittags; der Laden war der Kirche wegen geschlossen und Traugott Wilhelm Häppler allein darin — in dem neuesten Claren'schen Taschenbuche Bergißmeinnicht lesend.

Da pochte es an die Hintertür. Als Häppler öffnete stampfte eine hübsche, sehr robuste, sehr energische Köchin herein. Sie müsse unbedingt Lorbeerblätter, Muskatnuß, Gewürznelken und weißen Pfeffer haben, die Kirche sei ihr ganz egal — 's Essen geße vor und 's wäre ein wurer Unsinn, daß die Kaufleute ihre Läden schlossen.

Traugott Wilhelm Häppler erklärte, es sei ihm streng verboten und werde von einer gestrengen Stadtpolizei schwer bestraft, etwas während der Kirche zu verkaufen, aber wenn ihm die Mamsell Susanne etliche Klüße gäbe, da wäre er bereit, sich in diese große Gefahr zu begeben.

Die Mamsell Susanne muß nicht abgeneigt gewesen sein, diesen Preis zu gewären — der Kauf jener köstlichen Speisereichen dauerte recht lange und drohte insofern mit Schrecken zu enden, als plötzlich — noch ehe der Austausch von Zärtlichkeiten zwischen dem gefüllvollen Kommiss und der noch gefüllvolleren Köchin beendet war — die unvorsichtigerweise nicht wieder verschlossene Tür geöffnet wurde und die bitterste Feindin der Mamsell Susanne, die bei derselben Herrschaft dienende Amme Annemarie auf der Schwelle erschien und laut aufstreichend ausrief: „So — also deswegen mußte die hochnäßige Priße selber die Gewürze holen — na, und das ist ihre Tugend — am helllichten Tage und Sonntags dazu, während der liebe Herrgott in seiner Kirche zu uns sündigen Menschentindern komt — na warte, Susse, dir will ich's anstreichen. Wie oft hat mich das Frauwolk geärgert, weil ich Amme wär, one die die vornemen Leute doch überhaupt keine Kinder groß kriegten — und gegen die bin ich doch noch 'n warer Engel — Gott sieh mir bei!“

Traugott Wilhelm Häppler stand da wie ein begossener Pudel — er wäre buchstäblich umgestunken vor Schreck — wenn er sich nicht auf den Ladentisch hätte stützen können.

Die resolute Susanne war aber sofort gefaßt:

„Traugott“, sagte sie, „da hörst du, wie schlecht die Menschen sind — die sag't nun meiner Herrschaft und wenn du jetzt nicht offen und ehrlich bekenst, daß du mein Bräutigam bist und mich heiraten willst, sobald's nur geht, so werd' ich auf der Stelle mit Schimpf und Schanden fortgejagt und geh' ins Wasser, — das sag' ich dir. Ich bin 'n ehrliches und anständiges Mädchen und wenn du kein schlechter Kerl bist — Traugott — —“

Sie machte eine Kunstpause.

Traugott war kein schlechter Kerl, aber dafür auch kein tapftrer Kerl, — er hatte eine furchtbare Angst in diesem folgenschweren Augenblicke, eine Angst — wovor wußte er eigentlich nicht recht — die in seinem armen Schädel keine Spur von einem Gedanken, für sein Handeln auch nicht die Probe des Gefüles der Selbständigkeit aufkommen ließ — er zitterte an allen Gliedern und nur stotternd brachte er die Worte heraus:

„Ja, ja, beim lieben Himmel, beste — gute — Mamsell Annemarie — die Susanne kann nichts dafür — garnichts — sie ist mein, meine — Braut, ja Braut. Gott verzeih mir die Sünde!“

„Und du wirst mich heiraten, auf der Stelle, wenn ich nur will — hörst du?“

Traugott Wilhelm Häppler versprach alles. Darauf erhielt er der Amme zum Trotz noch ein par derbe Schmäße von seiner so urplötzlich in seine Arme geschneiten Braut und Susanne ging stolz bei der Annemarie vorüber und nach Hause, wo sie ihrer Herrschaft sofort von ihrer Verlobung feierlichst Anzeige machte.

Traugott Wilhelm Häppler ging in der nächsten Zeit herum, wie vor den Kopf geschlagen. Er wagte den Leuten kaum in die Augen zu sehen und noch weniger wagte er sich vor die Ladentür und auch nicht mit einem einzigen Blicke schaute er nach jenem Fenster, von dem aus die brillengeschmückte Theodosia hundertmal sehnsüchtig, verwundert und schließlich recht sehr betrübt zu ihm herüber sah.

Doch auch in Theodosias Verhältnissen trat zu dieser Zeit eine folgenreiche Veränderung ein.

Die Frau des Hauses, in dem sie unterrichtete, starb am Schlagflusse, und nun ward die Gouvernante, welche sich die Achtung des Herrn und die Liebe seiner Kinder redlich verdient hatte, schier unentbehrlich, — und — nach etwas mehr als Jahresfrist reichte ihr der alternde Hausherr — weil es ja doch so viel einfacher sei, wie er sagte — die Hand zum Ehebunde.

Theodosia konnte gar nichts vernünftigeres tun, als einzuwilligen. So ward sie Frau Krause und Mutter dreier schon ziemlich herangewachsener Kinder.

Herrn Traugott Wilhelm Hasler sah sie als junge Frau zum erstenmale wieder. Er war bereits nahezu drei Vierteljahre in den Banden der Ehe. Und nun grade zu dieser Zeit ging die Spezereiwaren-Handlung in seinen alleinigen Besitz über. Das machte ihm Mut, sein Haupt wieder frei und lähn zu erheben. Auch zu Theodosia, welche als junge Frau durch die liebe weibliche Neugierde und die nicht minder weibliche Anhänglichkeit an alte Flammen getrieben wurde, sich in Traugott Wilhelm's Laden einmal umzusehen. Sie kaufte Kaffee und Zucker in größeren Quantitäten ein und prüfte die Ware mit anscheinend bedeutendem Sachverständnisse. Traugott Wilhelm, der Prinzipal, bediente sie höchst eigenhändig. Erst wußte der sonst Redselige absolut nicht, was er just zu dieser Kundin sprechen sollte. Schließlich kam ihm aber doch ein Gedanke — er teilte ihr zunächst mit, daß

das Geschäft jetzt sein Eigentum sei, ein interessanter Umstand, den allerdings schon das Ladenschild für jedermann verständlich ausplauderte. Dann aber fügte er allerlei etwas dunkle Andeutungen hinzu von wunderbaren gewaltigen Begebenheiten, wider die die schwache Kraft des Menschen nicht ankämpfen könne, ob er dabei nun glücklich oder unglücklich würde, ferner von schönen Träumen, die leider so oft in's Wasser fielen — wie er sich in einem etwas sonderbaren Bilde ausdrückte, endlich auch von der schönen Erinnerung, die einem dafür eine Art freilich sehr schwachen Ersatzes gewäre.

Die junge Frau Theodosia Krause hatte damals verständnisinnig gelächelt und gesagt, das wären sehr ware und tiefe Lebensbeobachtungen, welche mit ihren eigenen Erfahrungen völlig übereinstimmen — — und mit diesen Worten und ihrer Freundlichkeit hatte sie Herrn Traugott Wilhelm einen schweren Stein vom Herzen genommen.

Seit dieser Zeit sahen sich die beiden wieder sehr oft — nicht nur im Laden, wo Frau Krause die bestbediente Kundin war und blieb, sondern auch in Konzerten, im Theater, auf Spaziergängen, bei denen sich ihre Wege häufiger kreuzten, als es der Zufall sonst zu fügen pflegt.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutschen Frauen im Zeitalter der Minnepoesie.

Von Manfred Wittich.

(1. Fortsetzung.)

Viele Fürsten neigten sich gern zur Kultur der Araber, namentlich die normännischen Könige Siciliens und Unteritaliens, welche arabisches Hofzeremoniell, islamitische Devisen in orientalischen Charakteren, arabische Münzen beibehielten, arabische Poesie und Musik pflegten. Vor allem aber ist zu nennen der Kaiser Friedrich II., der sich von der mönchischen Beschränktheit abwendend, sich an der höheren Geistes- und Denkfreiheit erfreute, welche bei den Muhammedanern zu finden war. In Jerusalem gereichte es den frommen Bionswächtern zu nicht geringem Verdruß, daß der kaiserliche Freigeist dialektische Disputationen pflog mit gelehrten Mosleminnen und den Gesandten Saladins; sie entschädigten sich für die Gleichgiltigkeit des Kaisers und für seine stellenweise unangenehme Zweifelsucht in religiösen Dingen dadurch, daß sie ausprengten, er habe muhammedanische Bagen, Gemachen, und — schrecklich zu hören — einen Harem, den in der Tat gar mancher deutsche Fürst hatte — one Moslem zu sein: Als man 1781 Friedrich's Gruft öffnete, fanden sich wirklich arabische Inschriften auf dem Aermel seines Gewandes eingestickt.

Ebenso war der rechtgläubigen Christenheit ein Greuel: Friedrich's tapferer und liebenswürdiger Sohn Manfred, den seine christlichen Feinde den Sultan von Nocera nannten. Sänger, Dichter und Tonkünstler aus Frankreich, Deutschland, Italien; sicilische und spanische Araber, welche Wissenschaften und schöne Künste pflegten, drängten sich an dieser beiden Fürsten Hof. Der halbarabische Hof Friedrich's II. in Palermo ward die Wiege der eigentlich italienischen, d. h. der im Volksdialekt schaffenden Dichtkunst Italiens; der glänzende Kaiser selbst, seine Söhne Manfred und Enzo und sein Kanzler Petrus de Vineis eröffneten den Reigen.

Eine Verürung und Uebernahme von poetischen Formen, Anschauungsweisen, Bildern und Gedanken kann nun ein so enges Nebeneinanderleben morgenländischer und abendländischer Poesie nicht möglich und schon damals vereinzelt Goethes Wort berechtigt gewesen sein:

„Orient und Occident sind nicht mehr zu trennen.“

Wenn wir bei Walter von der Vogelweide lesen:

Was hat die Welt zu geben Lieberes denn ein Weib,
Das ein sehndend Herzen mehr erfreuen möge?
Was würzet mehr das Leben als ihr werter Leib?
Ich weiß nicht, was zu allen Freuden höher taugte!

so klingt uns das Lied des sangeskundigen Mohrenkönigs Abdurrahmans II. in die Ohren, worin es heißt:

Ist von allem, was der Schöpfer
Schuf im weiten Weltbereich
Irgend etwas einer schönen,
Einer holden Jungfrau gleich?

woran sich die schönen Verse schließen:

Gerne hängt ich als Gischweide,
Ihr, die meine einz'ge Lust.
Dieses Herz und diese Augen
Um den Hals und auf die Brust.

Von den Versformen sind namentlich das Zadschal und das Muwaschaha eingedrungen in die wälsche populäre sowie Kunstdichtung; Dante's Zeitgenosse, der fromme Jacopone da Todi preist in demselben Versmaß Weltentfugung und Armut, in welchem die Mosleminnen Allah und den Propheten feierten.

Die Frau hat in der Tat bei den Arabern schon vor Mohammed eine bedeutend hohe Geltung gehabt, namentlich in der Poesie, welche mittelbar und unmittelbar ungeheuren Einfluß ausübte auf unsere abendländische Wertung des anderen Geschlechts.

Wir haben bisher nur vom Einfluß des uns heimischen Islams gesprochen. Ein weiterer Gesichtspunkt wird uns eröffnet, wenn wir die Reaktion dagegen, jene Vorstöße in Rechnung ziehen, welche die europäisch-christliche Gesellschaft gegen den Orient fürte, die Kreuzzüge. Sie spielen für das Mittelalter dieselbe Rolle, wie in der Neuzeit unsere Auswanderung nach Amerika, sie förderten auch den Amalgamierungsprozeß zwischen abendländischer und morgenländischer Bildung. Mag die mittelalterliche Dichtung immerhin von Türkenhunden und blinden Heiden reden; darin lebhaft unterstützt von der christlichen Pfaffenheit, wie damals die Priesterschaft genant wurde: sie sollte doch auch selbst viele Elemente aus der fremden Ferne in sich aufnehmen. Ja, die abendländischen Dichter nahmen sehr gern morgenländische Stoffe, morgenländische Staffage zu ihren Werken. Die wunderbare fabelhafte Ferne war an sich schon mit so starkem poetischem Schimmer ausgestattet, daß es sehr wunderbar gewesen wäre, wenn dies nicht stattgefunden hätte.

Die Erweiterung und Durchbildung des Gefüßs durch das Christentum hervorgebracht, war durch die spanisch- und sicilisch-maurischen Einflüsse vom Himmel auf die Erde, von der himmlischen zur irdischen Liebe und Schönheit übergeleitet worden, zwischen Gottesdienst und Herrendienst trat jetzt vermittelnd der Frauendienst, die Frauenmimie. Englands Normannen leuchteten dem deutschen Norden, die romanisirten Franken — die

Franzosen — dem westlichen Mitteldeutschland zunächst als Muster vor. Ein warmer West koste mit den träumenden Blütenknospen des deutschen Dichtergenies, so daß sie unter dem linden Hauch sich erschlossen zu Duft und Glanz. Die erste Blüte der deutschen Literatur, namentlich der Lyrik, trat mit Macht in die Erscheinung. Den Mittelpunkt bildete, wie bei aller Lyrik, die Geschlechtsliebe; was Maria für den Himmel war, das wurden Frauen und Mädchen für die Erde. Es war eine Verwirklichung jenes Dichterworts:

Wir wollen hier auf Erden schon
Das Himmelreich errichten.

Freilich soll keinen Augenblick in Abrede gestellt werden, daß es sich hier im wesentlichen um eine bedorrechtete Gesellschaftsklasse handelte, welche für sich allein diesen Himmel auf Erden baute. Und so kam denn dem Weibe des Volkes die neue Herrlichkeit nur spärlich zu gute. Aber einerseits stiegen auch Ritter herab zu „niederer Minne“, und andererseits erfaßte die Zeitströmung gewiß auch einen großen Teil der mittleren Gesellschaftsschichten, wahrscheinlich aber kamen die neuen Anschauungen und Gedanken allgemach auch in die Tiefen des Volks und beeinflussten dieselben in der angegebenen Richtung.

Siegfried, wie er seine Kriemhilde bläut, fing an, dem guten Ton der ritterlichen Gesellschaft zu widersprechen, und so sank das ganze alte Epos im Geschmack der Nibelungen Sage in der Achtung: die ritterliche Gesellschaft schuf sich ihr eigenes, neues Epos, in dem alles fein höflich hergehen mußte. Auch die Liebe ward mit einem feinen Mystizismus durchsetzt. Parcial starrt auf drei Blutstropfen im Schnee und versinkt in tiefes Minnegrübeln, so daß er der Feinde nicht achtet, welche auf ihn los schlagen. Wäre Parcial Schüler des alten Hildebrand, des Schwertmeisters Dietrichs von Berne gewesen, er hätte jetzt etwas derbes hinter die Ohren bekommen!

Der ganze neue gute Ton der ritterlichen Gesellschaft fürte den Namen der „Höflichkeit“, des höflichen Wesens, des Betragens, wie es sich bei Hofe sehen lassen kann. Den Gegensatz dazu bildete die „Dörgekeit“; deren Träger war der Bauer, jar-

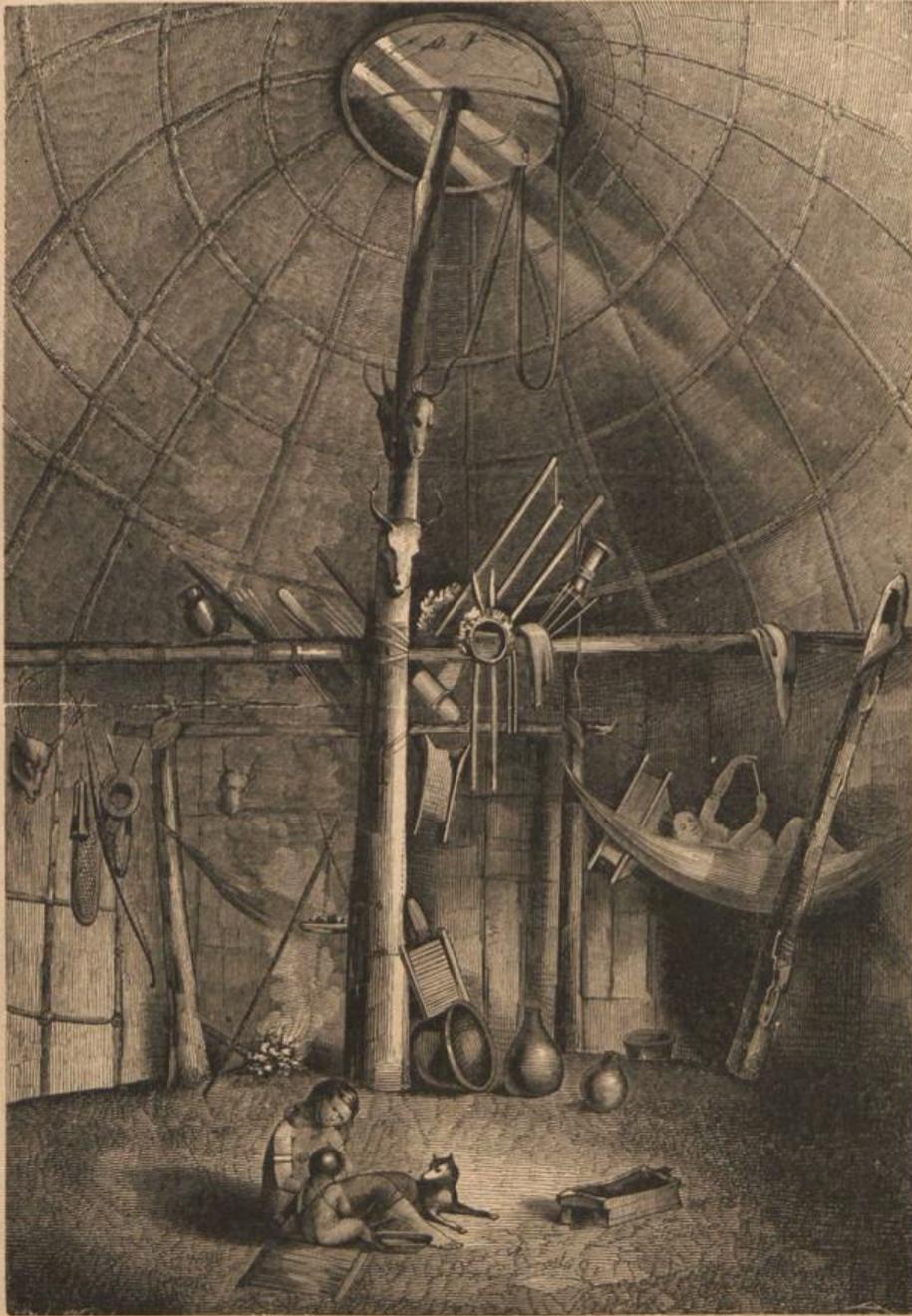
hundertlang das Lasttier der Gesellschaft. Mit seiner niedrigen Stellung und schweren Arbeit hatte er, der die vornehme Gesellschaft ernährte, zu dem Schaden auch noch den Spott, eine alte und doch heut noch nicht veraltete Geschichte!

Betrachten wir das Leben der Frauen etwas näher. Zu dem altüblichen Erlernen der häuslichen Geschäfte und weiblichen Künste kommen jetzt auch die sogenannten geistlichen Fächer, Lesen und Schreiben, auch fremde Sprachen, „Zungen“ wie die Zeit es nannte. Ferner wurden ihnen von ihren Meisterinnen oder auch von fahrenden Sängern und Musikern Lauten-, Citer- und Harfenspiel gelehrt, auch Singen stand in hohen Ehren. Die

obgedachte Kunst des Lesens und Schreibens war in jenen fehdelustigen Zeiten überhaupt mehr frauliche als ritterliche Kunst. So konte Wolfram von Eschenbach, der tiefinnige Denker und gefeierte Sänger des Parcial, nicht schreiben, noch lesen; er diktierte seine Gedichte einem Schreiber. Auch der deutsche Don- quixote Ulrich von Lichtenstein mußte ein Büchlein d. i. einen Brief seiner Angebeteten wochenlang mit sich herumtragen, ohne seinen Inhalt zu kennen, bis sein schreib- und lesekundiger Bote wiederkehrte. Auch des Dichtens beflissen sich die Damen; wird doch sogar fahrender Dichtersängerinnen gedacht!

Genugsam bekannt ist nach der Hymnedichterin Ana die schriftstellernde gandersheimer Nonne Gros- wirtha, welche mit ihren höchstmoralisch gemeinten, uns aber überaus anstößigen Dramatisierungen von Heiligengeschichten den lateinischen Lustspiel-

dichter Terenz von dem Repertoire der Klosterhultheater verdrängen wollte. Im Jahre 789 schon wird den Nonnen verboten, minileod scribere vel mittere d. h. Liebeslieder zu schreiben und zu senden, eine Tatfache, welche auf weltlich-dichterische Kunstübungen hinweist. Psalter und dergleichen Schriften wurden immer heimischer in den Behausungen der Frauen und galten rechtlich als zur Gerade, dem eingebrachten Frauengut gehörig. Die großen Heldenlieder, sowie auch die zierlichen Büchlein der Minnesinger fehlten nicht in den Kemenaten (caminato = heizbares Frauengemach) der vornehmen Burgen, die dann zuweilen von besonders dazu gehaltenen Mädchen des Hofstaats vorgelesen



Das Innere einer Wapishiana-Hütte. (Seite 180.)



Auf der Eisbahn. (Seite 180.)

wurden. Frauen traten vielfach als Gönnerinnen und Förderinnen literarischen Strebens auf; so die Schwester des Richard Löwenherz, der selbst in provenzalischer und nordfranzösischer Sprache dichtete. Ihren Gatten, Herzog Heinrich den Löwen, bestimmte sie, das französische Rolandlied nach Deutschland kommen zu lassen, welches vom Pfaffen Konrad in's Lateinische und dann in's Deutsche übertragen ward.

Und wie sah denn die deutsche Frau im Mittelalter aus? Zeichnen wir sie einem mittelalterlichen Sänger, Dietrich von Glaz, nach: Gelbes Haar, stolz ihre Wänglein, rosenfarb und Lilienweiß darunter, daß ihre Augen sind so klar, so recht wie die beim Adelaar; Ihr wolbeschaffenes Nasenbein war nicht zu groß und nicht zu klein, ihr Mund darunter rosenrot: wie selig der, dem Kuß er bot, rund und weiß das Kinn und licht durchsichtig die Kehle, so daß man den Rotwein durchfließen sah, wenn die Fraue trank. ihre Zähne wie von Elfenbein, und golden schier ihr züngelein, ihre Achseln sehr säuberlich („a sauber's Deandl“ noch heute lebendig!), ihre Hände, ihre Arme ritterlich standen ihr zu Wunsche wol; ihr Herz, das war tugendvoll, ihre Veine, ihre Füße hoferlich, ihre Schuhe standen ritterlich, ihre Güte war so süße, und wären ihre Füße gekommen in des Meeres Flut, die wäre davon worden gut! Tragen wir von anderwärts her noch nach: die Augenfarbe braun oder in verschiedenen Farben spielend wie beim Falken, auch blau war beliebt, groß soll der Zwischenraum zwischen den Augen sein, weiß, voll und fest der Hals, die Statur mäßig groß, schlank und doch voll, in der Mitte „wie eine Ameise“ raut und schmal, voll und zart die Hüfte, grade und rund wie eine Kerze die Veine, die Füße schmal, klein und gewölbt, „daß sich ein Vöglein drunter verbergen kann,“ eine Forderung, die sich schon im Schönheitskanon der alten Griechen findet.

Daß übrigens der Natur schon sehr frühe durch Schminke nachgeholfen wurde, beweist die Stelle des Nibelungenliedes, wo es heißt:

„Gefälset Frauen Farbe gar wenig man da fand.“

Frei wählte das über die Stirn gefeitelte Har herab, am liebsten geschmückt mit Blumenkränzen oder einem einfachen Reif von Edelmetall. Bei den Verheirateten kam zu dem Kranze, auch Schagel (chapeau = Hut) oder Blumenhut genant, ein Schleier hinzu, der darunter getragen wurde; oder das Gebände, ein haubenartiger Kopfpuz, mit einem Kinn und Mund verhüllenden Tuch. Nahm die Dame dies Gebände von Mund und Kinn ab, so zeigte sie damit an, daß sie den Mund brauchen wolle, und

aufgelegt sei zu minniglichen Scherzen. Unvermeidlich war die am Gürtel lang hängende lederne oder gestickte Tasche. Wir verzichten auch hier darauf, unsern Leserinnen einen mittelhochdeutschen Kleiderschrank vorzuführen mit all seinen Schätzen an Sammet und Seiden und pelzgeschmückten Gewändern.

Wie es noch heute sein soll, liebten die Damen des Mittelalters eben auch, einen großen Kleidervorrat zu haben. Ulrich von Lichtenstein singt:

Der Frauen Sinn ist so gestalt,
Sie seien jung oder alt
Sie haben geen Gewande viel.

Dazu bemerkt er, diejenige, welche diese Kleider nicht trägt, will wenigstens sagen können, daß sie es wol imstande wäre, wenn sie nur wollte.

Auch die Schleppe ist ein Bestandteil der mittelalterlichen Damengarderobe, sie war sauber gefältelt, gestickt und wurde gepudert, namentlich gern beim Tanze getragen und hieß Frank. Wie heute wurden auch Klagen laut über diesen Bestandteil der weiblichen Kleidung. 1180 sagt Gausfredus Bostiensis: „Die Frauen schreiten mit ihren langen Kleidern umher wie die Schlangen“ und Etienne de Bourbon kanzelt folgendermaßen: „Die Damen sündigen ihre Schleppen länger als eine Elle hinter sich her und sündigen damit ganz wunderbar, weil sie das schwere Geld dafür den Armen, folglich Christus stehlen, Flöhe sammeln, die Andächtigen in der Kirche stören, Staub aufwirbeln, die Kirche verdüstern, die Altäre gleichsam beräuchern, die heiligen Stellen bestäuben und entweihen und auf den Schleppen den Teufel faren.“

Ein anderes Brunkstück an Staatsgewändern waren die langen Parade-Ärmel, die bis zum Handgelenk auch anlagen, dann aber sich erweiterten, so daß sie fast bis zur Erde herabreichten.

Selbstverständlich war auch das Reinhalten des Körpers strenge Vorschrift für die Frauen. Gegen das fleißige Baden, welches im ganzen Mittelalter hochgehalten wurde, bildet einen sonderbaren Gegensatz die Gesellschaft der Frommen, welchen diese Zier des Körpers allzu weltlich dünkte und die sich Schmutz und sogar Ungeziefer zum Verdienst anrechneten! Von der bekannten thüringischen Landgräfin, der heiligen Elisabeth, wird erzählt, daß sie sich einst auf vieles Zureden zu einem Bade entschloß, diesen Frevel aber im letzten Augenblick noch berente und nur einmal mit einem Fuße im Badewasser herumplätscherte. Wer auf Heiligkeit keinen Anspruch machte, badete äußerst fleißig; Arme erhielten wöchentlich ein oder mehrere Freibäder in den Städten.

(Schluß folgt.)

Die Religion der Vergangenheit und der Zukunft.

Von Dr. A. Isaack.

(2. Fortsetzung.)

Auch der denkende Mensch ist eine Erscheinungsform der Substanz; das individuelle Denken und alle psychologischen Phänomene sind Modi der Substanz. Kein Vorgang im Universum ohne das Wirken entsprechender, der Substanz innewohnender Kräfte oder Ursachen. Das Gesetz der Causalität ist allgemein.

Der menschliche Wille ist nicht frei; sondern auch er steht, wie jede andere Naturerscheinung, unter dem Gesetz der Causalität. Der menschliche Wille, oder das Entschließen, ist in der psychologischen Disposition des Moments der Entschließung bedingt.

Was den Menschen zur sittlichen Erhebung und Vollkommenheit fähig macht, ist die Erkenntnis (Wahrheit). Denn neben den Affekten ist die Erkenntnis der psychologische Faktor, welcher das menschliche Wollen regiert. Je mehr nun der Mensch die Wahrheit erkent, desto weniger steht er unter der Herrschaft der Affekte, desto mehr wird er nach den Grundsätzen der Sittlichkeit leben, weil er erkent, daß nur dadurch das letzte Ziel seines Strebens, die Glückseligkeit, erreicht werden kann.

Diese wenigen Sätze bilden nur den Grundriß des herrlichen Tempels des Spinozismus, dessen festes Gefüge die massiven Quadern des strengsten logischen Denkens bilden, in dessen Räumen die Friedenslust reinster Seligkeit weht, auf dessen glänzenden Zinnen das beglückende Banner der Humanität aufgespizt ist.

Spinoza stand mit seiner Offenbarung so ziemlich allein;

aber seine Schriften übten eine große Anziehungskraft auf alle Denker aus, und wenn sie auch nur von sehr wenigen vollständig begriffen wurden, so war doch mit ihrer Ausbreitung die Morgenröte der naturalistischen Weltanschauung in der civilisirten Menschheit angebrochen und immer heller wurde es am Himmel der Kultur. Die spinozistischen Ideen fixierten in alle Gebiete des Wissens und in viele des Lebens, und von späteren Philosophen wurden manche seiner Ideen seiner ausgeschliffen oder neu gefaßt und ihren Systemen einverleibt.

Mit Spinoza trennen sich die Pfade der Philosophie und der Theologie, welche im Mittelalter treue Gefärten waren; denn wenn sie auch hier und da eine Fehde mit einander hatten, mitunter sogar derbe Pässe wechselten, so hatten sie sich doch bald wieder ausgehöhnt. Nun aber hieß es: Geh du rechtwärts, laß mich linkwärts gehn.

Ganz bedeutende Hülfsstruppen fand die spinozistische Weltanschauung in den Naturwissenschaften, welche, nachdem die Wissenschaft das Joch aristotelischer Autorität abgeworfen hatte und der von Bacon vorgezeichneten Induktionsmethode sich zu bedienen begann, einen ungeahnten, mächtigen Aufschwung nahm. Mit jedem neuen Gesetz, das die Naturwissenschaft entdeckte, erweiterte sich die Brezche, welche das Zeitalter in die supranaturale Weltanschauung gebrochen hatte; jeder Triumph, den jene feierte, war eine Niederlage für diese. Denn sobald die Phänomene der Erscheinungswelt sich als naturgesetzmäßige Notwendigkeiten dar-

stellen, muß die Vorstellung einer unmittelbaren Einwirkung transzendenter Faktoren aufgegeben werden*), wie auch der tiefere Einblick, den die Wissenschaft in die physiologischen Prozesse gewann, die mittelalterliche Anthropologie erheblich erschüttern mußte.

9. Kapitel. Goethe als Spinozist.

Mit der Milch des Spinozismus wurde der größte Dichtergenius der Neuzeit genährt, welcher das ganze weite Gebiet der deutschen Geisteskultur mit seinem Licht überströmte und dessen Werke überall die spinozistische Denkart zurückstrahlen. Wolfgang Goethe sah die Welt mit spinozistischem Auge an, betrachtete die Natur und die Menschen sub specie Spinozismi und diese Weltanschauung verleiht seinen Dichtungen und Schriften jene majestätische Objektivität, welche sich allem was ist, dem Ganzen wie dem Einzelnen, dem Größten wie dem Kleinsten, mit urgesundem Wohlgefallen zuwendet, dem alle krankhafte Sentimentalität und Schwärmerei fremd ist und das Spinoza in seiner Sprache amor dei intellectualis nent. Die Rolle der Philosophie hat sich bei Goethe zu poetischen Diamanten kristallisiert; oder um den Dichter durch einen Dichter charakterisieren zu lassen „die Lehre des Spinoza hat sich aus der mathematischen Hülle entpuppt und umflattert uns als goethesches Lied. Das ist so zart ätherisch, so duftig besüßelt. Diese goetheschen Lieder haben einen neidischen Zauber, der unbeschreibbar. Die harmonischen Verse umschlingen dein Herz wie eine zärtliche Geliebte; das Wort umarmt dich, während der Gedanke dich küßt.“ (H. Heine, Ges. W. Bd. 5. S. 232.)

Wir wollen uns über den Einfluß der spinozistischen Weltanschauung auf die goethesche Dichtung und auf die Poesie überhaupt noch etwas eingehender verbreiten. Es ist offenbar auch in ästhetischer Hinsicht kein geringer Unterschied, ob man die Natur als etwas Hinfälliges, Verwelkliches betrachtet, als flüchtigen Schatten der transcendenten Welt des Geistes, als einen Komplex von Wesen, welche die Willkür des Schöpfers ins Dasein gerufen hat und die er „nur anbläst und sie zerfliehet“, als Grund des sittlichen Übels, oder gar als Werk der Finsternis; oder ob man die Natur als ewig, sub specie aeternitatis, betrachtet, als die lebendige, ewig junge und sich neu verjüngende Gebäuerin alles Lebens, als die Quelle alles Großen, Schönen und Guten. Mit ganz anderem ästhetischen Behagen wird der sein Auge auf

*) Die durch Kant in die Philosophie eingeführte Distinktion zwischen Nomena und Phänomena, welche bei seinen Nachfolgern die sonderbarsten spekulativen Wäsen trieb und zuletzt dem schopenhauerischen Ungeheuer, Weltwillen, das Dasein gab, hat dem Deismus eine neue Hintertür geöffnet. Unseres Erachtens ist jenes Fahren nach dem metaphysischen Substrat der Erscheinungswelt ein durchaus müßiges Beginnen. Unser ganzes Denken operiert überall mit dem Begriff Sein. One diesen Begriff gibt es keinen Gedanken. Wir beziehen unsere Sinnesindrücke auf ein Sein und suchen uns die Merkmale des Gesamtheits und des einzelnen Seins (d. h. wie dasselbe auf uns wirkt) klar zu machen. Auch die Ichvorstellung ist nichts anderes. Die Vorstellung Sein aber ist soviel wie Substanz, Stoff, Materie, d. h. sie ist one die Vorstellung der Ausdehnung nicht denkbar. Wer dies bestreitet, der verwechselt das Wort Sein (die Reproduktion des Gehörten) mit dem Begriff Sein. (Ich habe an einem andern Ort gezeigt, daß der Umstand, daß wir mit Worten denken, um den Denkprozeß zu erleichtern, die meisten philosophischen Irrtümer veranlaßt. Denn das Wort (die Reproduktion der Gehörsvorstellung) ist nur die Etiquette des Begriffs, oder das Papiergeld des Gedankens; nicht der Begriff selbst. Sollen spekulative Irrtümer vermieden werden, so muß stets darauf geachtet werden, daß das Wort mit seinem Begriff kongruiert; dann nur wenn dies außer Acht gelassen wird, können Merkmale kombinirt werden, deren Kombination in einer Vorstellung ganz unmöglich ist. — Hieraus entsteht das Bedürfnis der Definitionen. — Mit Recht sagt daher Goethe:

Denn eben wo Begriffe fehlen
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.
Mit Worten läßt sich trefflich streiten,
Mit Worten ein System bereiten

und wiederum

Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen.
Das beste Mittel, derartigen Verbalhallucinationen auszuweichen, ist die Umsezung der Verbalvorstellung in ihre Realvorstellung. Alles, was in unserem Bewußtsein nach gedanklichem Ersahwerden ringt, will nur auf ein Sein bezogen und mit den übrigen Seinsvorstellungen in Einklang gesetzt werden; damit ist das intellektuelle Bedürfnis hinlänglich befriedigt. Was sich aber bis jetzt von der Wissenschaft nicht enträtseln ließ, kann doch nur auf diese Weise enträtselt werden und gehört eigentlich in das Gebiet der Naturwissenschaft.

der Natur und ihren Erscheinungen verteilen lassen, der sie als ursächlich begreifbar betrachtet, als Inbegriff und Wirkung nie und nirgends gestörter Gesetzmäßigkeit, als Manifestation ewiger Kräfte, die überall und immer nach denselben Regeln wirken, als ein immer logisches und vernünftiges Wesen — als derjenige, dem die Natur als Spiel regelloser Willkür, oder als Marionette erscheint, die ein hinter der Coulisse des Himmels verborgener transcendent Gott nach seiner Laune in Bewegung setzt. Während dem Dualisten viele Erscheinungen an sich kein Interesse einflößen, während viele sogar abstoßend auf ihn wirken, oder sein Interesse nur fesseln, sofern er sie mit dem Geistes- oder Gefühlsleben in Beziehung zu setzen vermag, in seiner Naturpoesie daher ein reflektiver und sentimentaler Zug vorherrschen wird, ist dagegen der Monist geneigt, die objektive Wesenheit der Natur anzuschauen, aufzufangen und wiederzuspiegeln; alles Verschwommene, Mythische, sieberhaft Exaltirte wird ihm widerstreben; nur das Klare, Bestimmte, Helle sagt ihm zu. Ihm wird auch das Unschöne zum Bedeutenden werden, da es einen Teil der ewigen Substanz und ihrer Kräfte repräsentiert, die Reflektoren des Universums von ihm ausstrahlen. — Noch in anderer Hinsicht ist die spinozistische Weltanschauung auf die Poesie, besonders auf die dramatische, von hohem Einfluß. Zufolge der deterministischen Auffassung der menschlichen Handlungen wird sie sich auch in Bezug auf die menschlichen Charaktere eine ungetrübte Objektivität bewahren; sie wird leichter Menschen schaffen können, wie sie sich auf der Bühne des Lebens bewegen und wird eher in stande sein, Charaktere und Handlungen in ihren Wurzeln blozulegen, das innerste psychologische Geäder durchschimmern zu lassen und sie wird damit nachhaltiger auf die Masse wirken, als der Subjektivismus und Indeterminismus. Darum aber ist Shakespeare der größte Dramatiker, weil er, obgleich fast ein Jahrhundert vor Spinoza lebend, die menschlichen Handlungen, Charaktere und Schicksale als notwendige Resultate ihrer psychologischen Komposition aufgefaßt hat. (Vgl. hierüber Kuno Fischer, Geschichte der neueren Philosophie, 24. Vorlesung. 3.) —

10. Kapitel. Aus Goethes Werken.

Wir haben von Goethe gesprochen. Aus „Wahrheit und Dichtung“ wissen wir, welchen gewaltigen Eindruck die Werke Spinoza's auf den jungen Dichter machten. „Dieser Geist“, heißt es im 3. Theil Buch 14, „der so entschieden auf mich wirkte, und der auf meine ganze Denkweise so großen Einfluß haben sollte, war Spinoza. Nachdem ich mich nämlich in aller Welt um ein Bildungsmittel meines wunderlichen Wesens vergebens umgesehen hatte, geriet ich endlich an die Etik dieses Mannes. Was ich mir aus dem Werke mag herausgelesen, was ich in dasselbe mag hineingelesen haben, davon wüßte ich keine Rechenchaft zu geben, genug, ich fand hier eine große und freie Aussicht über die sinnliche und sittliche Welt aufzutun.“ Und im 16. Buch Th. 4. erzählt der Dichter in ergötzlicher Weise, wie er später abermals zu Spinoza hingetrieben wurde, und fährt dann fort: „Ich erinnerte mich noch gar wol, welche Beruhigung und Klarheit über mich gekommen, als ich einst die nachgelassenen Werke jenes merkwürdigen Mannes durchblättere. Diese Wirkung war mir noch ganz deutlich, one daß ich mich des Einzelnen hätte erinnern können; ich eilte daher abermals zu den Werken, denen ich so viel schuldig geworden und dieselbe Friedensluft wehte mich wieder an. Ich ergab mich dieser Lektüre und glaubte, indem ich mich selbst schaute, die Welt niemals so deutlich erblickt zu haben u. s. f.“

Sehen wir uns ein wenig in goethes Werken um. Spinozistischen Pantheismus (um diesen in poetischer Hinsicht berechtigten Ausdruck zu gebrauchen) atmen die Worte Fausts über den Makrokosmos:

Wie alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt;
Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen
Und sich die goldenen Eimer reichen!
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all' das All durchklingen.

und die des Erdgeistes:

Zu Lebensfluten, im Latensturm
Wall' ich auf und ab,
Webe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,

Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben,
So schaff' ich am tausenden Webstuhl der Zeit
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Dieselbe Auffassung des Ganzen wie des Einzelnen im Univer-
sum findet in einem Verse der „Rahmen Kenien“ VII. Ausdruck:

Wenn im Unendlichen dasselbe
Sich wiederholend ewig fließt,
Das tausendfältige Gewölbe
Sich kräftig in einander schließt;
Strömt Lebensluft aus allen Dingen,
Dem kleinsten wie dem größten Stern,
Und alles Drängen, alles Ringen
Ist ewige Ruh' in Gott dem Herrn.

Den transcendenten Gottesbegriff negiert Goethe mit titanischem
Unwillen in der kraftstrotzenden Trozhymne „Prometheus“ und
in dem Spruch:

Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, was in Ihm lebt und webt und ist,
Nie Seine Kraft, nie Seinen Geist vermischt

ist dem supranaturalen Gottesbegriff der pantheistische gegenüber-
gestellt. Schwungvoller wird der letztere durch Faust ausgedrückt.

Wölbt sich der Himmel nicht da droben?
Liegt die Erde nicht hier unten fest?
Und steigen, freundlich blinkend
Ewige Sterne nicht herauf?
Schau ich einst Aug' in Auge dir,
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen dir,
Und webt in ewigem Geheimnis
Unsichtbar sichtbar neben dir?
Erfüll davon dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn es dann wie du willst,
Nenn's Glaube! Herz! Liebe! Gott!

Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles!
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut.

Wenn Gretchen meint: „Ungefär sagt das der Pfarrer auch,“
so hat es sich eben „an Worte gehalten“, wie mancher Literat,
der sich an diesen Worten im gläubigen Sinn erbaut, und wie
mancher Professor, der Spinoza zum Monoteisten stempelt. In
Wahrheit läßt hier der Dichter seinen immanenten oder monisti-
schen Gott in vollem Glanze leuchten und überstrahlt damit den
andern ganz und gar.

Ebenso entschieden spricht er sich gegen die Jenseitigkeit aus;
im Faust:

Das drüben kann mich wenig kümmern:
Schlägt du erst diese Welt zu Trümmern,
Die andre mag darnach entstehen.
Aus dieser Erde quillen meine Freuden,
Und diese Sonne scheint meinen Leiden;
Kann ich mich erst von ihnen scheiden,
Dann mag, was will und kann gescheh'n.
Davon will ich nichts weiter hören,
Ob man auch künftig haßt und liebt,
Und ob es auch in jenen Sphären
Ein Oben oder Unten gibt.

Und in den Rahmen Kenien VI.:

Ein Sadduzäer will ich bleiben! —
Das könnte mich zur Verzweiflung treiben,
Daß von dem Volk, das hier mich bedrängt,
Auch würde die Ewigkeit eingeengt;
Das wäre mir der alte Patzsch,
Droben gäb's nur verklärten Klatsch.*)

(Fortsetzung folgt.)

*) Wenn Goethe gegen Erdmann kurz vor seinem Tode sich an-
ders äußerte, so haben wir hier eben ein Stimmungswort, welchem,
wie dem Faust 2. Teil und den Wanderjahren das Merkmal des hohen
Alters anklebt.

Im Dorf der Schmied.

Eine Geschichte aus dem Elsaß von Max Vogler.

(13. Fortsetzung.)

„Du bist hier, Helen“ sagte sie, „und nicht da drinnen, wo
der Meister Barthold war? Der Meister Barthold weißt du, der
nimmer dableiben mocht und fortgegangen ist, weil du ihm weh
getan — — —“

Ein rascher, blitzender Blick, mit dem sie Helene bei diesen
Worten ansah, schnitt ihr für einen Augenblick die Rede ab; es
lag wie stumme Bitte darin, ihr weiteren Vorwurf zu ersparen,
und doch zugleich wie ernstes Eingeständnis, daß sie es als War-
heit anerkennen mußte, was die Schwester sprach.

„O Helen“, — für diese wieder tief aufatmend und gleichsam
trotz jenes bittenden Blicks neue Anklage wider sie aussprechend
fort, „hast du's denn nie gemerkt, wie tren dich der Meister immer
ang'schaut, wie er immer mit dir zu reden g'ücht, und daß ihm
etwas in den Augen g'uckt, das niemand galt als dir? — Und
du hast immer die stolze Dam' g'spielt und ihm den Rücken zu-
gedreht, — 's war unbarmherzig, 's war schlecht, Helen!“ Und
die Stimme des braven Mädchens bebte im tiefsten Mitgefühl
für den, von dem sie sprach, und auch ihr waren die Tränen
nahe, als es jetzt der Schwester in heißem Strom wieder aus
den Augen über die Wangen schoß und sich dieselbe laut auf-
schluchzend ihr an den Hals warf.

„Ja, nun kont das Weinen und Geschluchz!“ — sagte die
Kleine mit einer ihr reizend stehenden klugen Miene weiter, und
man hörte den kleinen Stolz über die Verständigkeit, mit der sie
ihrer Meinung nach sprach, aus ihren Worten heraus. „Wem's
nun nur nicht zu spät ist! . . . Der Arme, — möcht' wissen, wie
's jetzt in seinem Herzkammerlein aussieht! . . . Lauf, Helen,
lauf, — du glaubst nicht, wie bleich er aussieht, — lauf, ich
denk', er geht drunten im Wald, und mir bangt, daß er sich ein
Leids antun kont!“

Sie stieß diese letzten Worte mit außerordentlicher Hast heraus,
als sei sie in der Tat besorgt, daß Jakob Barthold etwas Uebles

mit sich vornemen könnte. Und sie hatte es kaum gesprochen, als
Helene schnell die Arme von ihrem Halse löste und sie mit weit
offenen Augen erschreckt ansah.

„Wenn er sich ein Leid antät!“ schrie sie mehr, als sie
sprach, beide Hände angstvoll auf die Brust pressend und das
Haupt in die Höhe werfend. Und im nächsten Augenblick hatte
sie sich auch schon von der Schwester abgewandt, lief auf dem
kleinen Steg über den Bach und drüben durch die offene Bretter-
tür nach dem Busch, der sich unmittelbar an die Obstbaumgruppen
des Gartens anschließt und in ganz geringer Entfernung von
dem letzteren mit dem größeren und dichteren Gehölz zusamen-
stößt. Nannette aber eilte in die Schenkstube zurück.

Noch strich der Wind, die grünen Zweige gegen einander
peitschend, mit hartem Gepfeif durch die Sträucher und Bäume,
und graue Wolkenfleier bedeckten den Himmel; aber im feuchten
Grunde duftete der blühende Waldmeister, und tief aus dem Ge-
hölz tönte lockender Ruckruf. Helene ging eilig, und bald stand
sie unter den breiten, schattigen Ästen der Buchen, die über ihr
zusammenrauschten. Es war dämmriges Dunkel ringsum, und
das schöne Mädchen sah nach allen Seiten um sich, ob sie den
Gesuchten nicht zu erspähen vermöchte.

Da stand er wirklich, an einem der alten, ephneuübersponnenen
Stämme gelehnt, und starrte unbeweglich in die wogenden Baum-
tronen hinauf. Als sie ihn bemerkte, lief sie noch schneller als
bisher; dann aber blieb sie in kurzer Entfernung von ihm wieder
stehen. Das Herz klopfte ihr laut, und ihre Wangen glühten;
sie faltete noch einmal tief atmend die Hände über der Brust,
als suchte sie ihre Erregung zu bemeistern, — es war eine letzte
Scheu und zage Furcht, die sie überwand. Nun stürmte sie, beide
Hände vorgestreckt, nach ihm hin.

Wie er das Geräusch in seiner Nähe hörte und sie in ihrem
hellen Kleide auf sich zukommen sah, für er aus irren Gedanken

auf. Er glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen; denn so zuversichtlich er vorhin auf eine tröstliche Antwort aus ihrem Munde gehofft, so gänzlich unerwartet kam es ihm, daß sie ihn jetzt hier aufsuchte, zumal er sich nicht sogleich zu erklären wußte, wie sie überhaupt erfahren hatte, daß er seine Schritte an diese Stelle gelenkt.

Doch er fand nicht viel Zeit zum Ueberlegen und Staunen, schon hatte sie das leichte niedrige Buschwerk, das sie noch von ihm trennte, rasch zurückgebogen und stand mit fliegendem Atem, in den Augen noch die Spuren ihrer Tränen, vor ihm da.

„Jakob Barthold,“ rief sie voll Leidenschaft, indem sie ihm beide Hände bot, „ich tat nicht recht, daß ich euch im Zimmer allein ließ, und hab' ein zornig Wort von euch verdient, — wollt ihr mir's sparen, — könnt ihr mir's verzeih'n?“

Der junge Meister starrte sie sprachlos an, als könnte er es nicht fassen, daß sie, so innig und leidenschaftlich bittend, zu ihm sprach, der Hut, den er bisher in der Hand gehalten, entsank derselben, und der Wind strich kühl durch sein krauses Haar; aber doch schwindelte ihm die Stirn, und es war gut, daß er hastig ihre dargebotenen Hände ergriff, — er hätte sich sonst am Baumstamm halten müssen, um nicht ins Wanken zu geraten. Aber was seine Lippen nicht zu sagen wußten, das sprachen wieder die dunklen, glänzenden Augen aus, zärtlich in die ihren hineinsunkelnd und die ganze trunkene Seligkeit seines froh verwunderten Herzens kündend.

„Jungfer Helen!“ brachte er endlich, im höchsten Glück ihre Hände innig fest zwischen den seinen drückend, hervor. Sie schauerte, wie sich diese Worte seiner Brust entzogen und sein heißer Atem über ihre Stirn strich, zusammen bis ins innerste Herz.

„O sagt, daß ihr's könnt!“ rief sie wieder drängend. „Sagt, daß ihr mir's auch nimmer gedenken wollt, was ich euch sonst getan, — o, es war nicht recht von mir, Meister, 's war böse!“ Und die Tränen zwängten sich ihr auf's neue in die Augen, wie sie noch immer unter dem frischen Eindruck der Worte ihrer Schwester so sprach. Und wie die seinen fort und fort auf sie gerichtet waren, so sahen auch ihre Augen ihm glänzend und leuchtend ins Gesicht, — nur daß es in ihnen wie heißer Schmerz zuckte, eine rührende, demütige Bitte darin lag, während ihr aus jenen noch immer selig frohes Staunen, herzinniges Entzücken entgegenlachte.

„Helen!“ rief er endlich überlaut, daß es in die windbewegten Baumwipfel aufjubelte und ein Vogel, der in den Zweigen saß, erschreckt von dannen flog. „Ihr sprecht war, — ihr wißt, was ihr mir seid, ihr habt mich erkant und wollt nichts mehr haben wider mich?“ — Er bebte an allen Gliedern vor Freude und Wonne und preßte in überschäumender Glücksempfindung ihre beiden Hände fest auf seine Brust, während sein heißer Blick sich wieder tief hineinborte in den ihren.

„Wider euch!“ — entsetzt es nicht minder leidenschaftlich, aus dem innersten Herzen heraufkommend, ihren Lippen, und sie neigte ihr Haupt gegen das seine und sah mit ihren großen flammenden Augen zu ihm empor. „Wider euch?“ wiederholte sie. „O Jakob Barthold, wenn ich's nicht wüßt, wie brav, wie edel, wie gut ihr seid, — laßt mich 's sagen, denn es ist eine verdiente Beicht! . . . Seht, wie ich euch manchmal so traurig und still sah, wenn ihr so stumm und trüb sahest, als quält euch ein tief Herzweh, — da hat sich's mir innen zusammengekrampft, und ich hab' ein innig Mitgefühl mit euch gehabt, — aber ich hab's euch nicht sagen können, weil mir's war, als dürft's nicht sein, — und auch wie ihr vorhin zu mir aufgeschaut und so warm und herzlich zu mir g'redt und ich meine Hand in eurer fußt, da ist mir's wieder gar heiß aus der Brust heraufgekommen, und ich hätt' euch noch länger anblicken mögen und hätt' gern ein gutes Wort zu euch gesagt, — aber da kam's wieder wie wilder Druck auf's Herz, und die Zung' war mir gelähmt, daß ich nichts reden kont'. Und ich bin zum Garten gegangen, und es schnitt mir durch die Seel', daß ich nicht wußt, wie mir war und ich hingefunken bin und geweint hab', — mich dünkt, aus Verdruß, daß ich mir garnicht sagen kont, was mir 's Herz so seltsam zusammengedrückt. — Aber wie die Namette gekommen ist und gemeint hat, ihr wärt bleich und traurig und könntet euch ein Nebles tun im Wald, da rürt' mir's den Fuß, als wär's von heftigem Schlag — und es riß mich fort — und ich wußt', daß ich euch lieb!“

Sie hatte immer lebhafter und erregter gesprochen und ihre Lippen dicht gegen sein Ohr geneigt. Nun konnte sie nicht weiter und sank, überwunden von der Leidenschaftlichkeit ihrer Empfin-

dung, willenlos an seine Brust. Unter dem hellen, dünnen Kleide pochte es laut, wogte es ihm warm entgegen, in atemlosem Entzücken beugte er sich zu ihrer Wange und sog jedes Wort, das sie sprach, selig in sich hinein. Jetzt vernochte auch er die stürmische Blut, die in seinem Herzen drängte, nicht länger zurückzuhalten; ihre Hände, die er bisher noch immer auf seiner Brust umklammert gehalten, faren lassend, riß er sie an sich und umschlang sie mit beiden Armen, und als sie noch einmal rasch das Haupt erhob und mit einem kurzen, leuchtenden Blick zu ihm auf sah, preßte er in überwältendem Gefühl heißer Zärtlichkeit seine Lippen auf ihre Stirn und auf ihren Mund. So standen sie minutenlang, und lauter noch rauschte es auf im lenzgrünen Wald, daß sich die wogenden Zweige weit auf die beiden Glücklichen herniederbogen, und drauß slog wieder ein munterer Buchfink auf, tiefer in das Dunkel hinein, um dem Specht, der dort drinnen laut an den Stämmen hämmerte, zu künden, was er gesehen, man konte sie gleich darauf mit einander schwazen hören . . .

Und dann wurde es auf einmal ganz still, der Wind hatte sich plötzlich gelegt, und auch die Vögel schwiegen, und durch die Laubkronen brach, schier zum erstenmale an diesem Tag, ein warmer, blizender Sonnenblick herein, — ja, der Sturm war aus, der so lange die Seelen der beiden durchtobt, vorbei der Kampf, den sie gegeneinander und mit sich selbst gekämpft, nach langem, ungewissen Fragen und Zweifeln und peinvollem Hin- und Herschwanken des Empfindens kam Glück und Klarheit. Auch für Helene. Das Rätsel, was sie sich während der letzten Monate selbst gewesen, nun war's gelöst. Es wurde wieder heiter und licht in ihrem Herzen, all' ihre Unzufriedenheit schwand; denn das heiße, unerklärliche Gefühl, dieses Hangens und Bangens in schwebender Pein, — denn was war es anderes gewesen? — das so heftig in ihrer Brust gerungen, es hatte seine Befriedigung gefunden. Und wie sie nun mit ihm aus dem Walde schritt, durch das niedrige Gehölz, welches unmittelbar mit dem Garten des Hauses „zur goldnen Traube“ zusammenhängt, war es ihr, als wäre es immer so gewesen, als hätte es nie anders sein können: daß sie ihm selig im Arme hing und ihn in freudiger Glückseligkeit mit strahlenden Augen anlachte, während er ihre Hand in der seinen hielt und sie immer und immer wieder zärtlich drückte und mit beredtem Munde zu ihr niederflüsterte . . .

War das plötzlich ein herrlicher, schöner Sonntagmorgen geworden. Die Wolken droben hatten ihre kalte, starre Umarmung gelöst, die ganze, volle, leuchtende Sonne war sieghaft hindurchgedrungen, ein weites, farbengesättigtes Stück blaublauen Himmels sah wieder herab, und die Lerchen stiegen jubelnd aus den jungen, frischgrünen Saatfeldern da hinauf. Hinter dem seligen Par aber, das langsamen Schritts zwischen rankendem Gesträuch und lichten Maien hinging, erscholl jetzt im vollen Chor aus dem Walde vieltönig aufjauchender Vogelgesang, und die Glocken der Dorfkirche, deren dicker Turm zur Hälfte zwischen den Ulmen und Birken des Gehölzes und den Obstbäumen des Gartens in die klare, sonnige Luft vor ihnen aufragte, hallten festlich und feierlich drein. Helene mußte eilen; denn das Glockengeläut kündete den Ausgang der Frühmesse, und sie wollte wieder im Hause sein, wenn der Vater aus der Kirche zurückkam. Sie hatte schon vorher das Sträußlein von blauem Bergfarneminnicht, das sie zwischen den weißen Spitzen an der Brust trug, hinweggenommen und es Jakob in's Knopfloch gesteckt, nun riß sie rasch vom duftenden Fliederbaum, der sich neben der Bank, auf der sie vorhin gesessen, über den klaren, plätschernden Bach herniederbeugte, eine vollblumige rote Blütentraube und reichte sie ihm mit seligem Lächeln über den niedern Zaun hinüber. Mit freudiger Hast hatte er sie ergriffen; dann reichte ihm das schöne Mädchen noch einmal zärtlich ihre Rechte und neigte sich vor, um sein Haupt gegen das ihre zu ziehen und einen schnellen, heißen Kuß auf seine Lippen zu drücken, — und nun verschwand ihr helles, zierlich geblümtes Kleid zwischen den hohen, breitstämmigen Bäumen, unter denen sie rasch dem Hause zuschritt, und der junge Meister stand am murmelnden Bach unterm Fliederbaum neben der steinernen Bank, im heitern Sangesgewoge lustig flatternder Vögel und schmetterndem Lerchengejubel, unterm blauen Himmel, in den warmen, spielenden Wellen blizendes Sonnenlicht, umweht von milder, weicher Luft, die bebende Hand auf's dankbare Herz gelegt, — einer, der alles hat, des Glücks und der Wonne in Fülle, und nichts mehr begehrt auf Erden . . .

Noch an demselben Tage redete Jakob Barthold mit dem Traubenwirt. Ob der etwas dagegen einzuwenden hatte, als der junge Meister um Helenens Hand anhielt?

Es war ja war, auch er hatte zuerst Jakob Barthold, als er wieder in's Dorf gekommen, mit Mißtrauen und einigem Unmut angesehen, auch er war sehr kalt und noch wortlanger, wie man's überhaupt an ihm gewohnt, gegen ihn gewesen. Konnte er doch die bittere Stimmung, in die auch ihn die Folgen des Krieges versetzt, nicht so schnell überwinden, mußte er doch immer wieder schmerzvoll den herben Verlust, den ihm dieser durch den Tod seines einzigen Sohnes zugefügt, empfinden, — aber den wilden Fanatismus der meisten anderen Dorfbewohner, denselben Fanatismus, der auch das Herz Helenens so sehr eingenommen, hatte er nie geteilt. Er war eine jener Naturen, die sich in jede Lage fügen lernen, wenn sie einsehen, daß nichts daran zu ändern. Helenens heißen Schmerz um den Bruder, den der Kampf in der Blüthezeit seines Lebens hinweggerissen, mußte er zu ehren, es tat ihm wol, sie an dem Kummer, der sein eigenes Herz erfüllte, so tief teilnehmen zu sehen, und er verstand auch den besonderen Haß, der in ihrer Brust gegen die Feinde glühte. Wenn sie sich mit Fritz Kolin, in welchem sie die gleiche Erbitterung fand, hätte verbinden wollen, so würde er nichts dagegen gehabt haben; war doch sein Vater vermögend und die Heirat darum nach landläufigem Ermessen eine vorteilhafte und günstige. In demselben Grade aber wie der Tod des Holzbauers und der Anteil, den jene an der Ursache desselben gehabt, ihn mit Abscheu gegen sie erfüllte, in dem gleichen Maße fühlte er sein eheliches Herz sich in aufrichtigem Mitgefühl Jakob Barthold zuwenden, und er war schon lange völlig mit ihm ausgeöhnt, bevor der heiße Drang ihres Empfindens Helenen denselben Weg gezeigt. Und wenn der Meister nun seine Tochter zum Weibe begehrte, und wenn diese ihn plötzlich liebte, so war ihm dies gewiß nur gerade recht. Soviel er Jakob Barthold kannte und ihn besonders in der letzten Zeit beobachtet hatte, konnte er sich keinen braveren, fleißigeren Eidam wünschen, als ihn. Und besaß er nicht jetzt auch die Schmiede und noch manches dazu, was in gutem Verhältnis zu der Witwit, die seiner Tochter zufiel, stand, — war nicht also diese Heirat auch in jenem, zumeist den Ausschlag gebenden Sinne eine vorteilhafte zu nennen? —

So sprach denn der Traubenwirt mit Freunden seinen Segen über die Beiden. Daß das der Holzbauer nicht mit erlebt! — dachte Jakob Barthold gerührt bei sich selbst, wie Helenens Vater mit ernstem Gesicht ihre Hände ineinanderlegte und ihm sein Mädchen selig in die Augen nickte.

Und an einem der Fenster in der Wohnstube des Meisters stand in blank geschliffenem Glase ein üppiges Zweiglein rotblühenden Flieders und ein zierlicher Strauß klarblauer Bergigmeinnicht daneben; der Schmied hatte sie selbst in's Wasser gestellt, und die gute Marie war nicht wenig erstaunt, wie sein erster Gang am andern Morgen in der Frühe nach dem Fenster war, wie er die Blumen sorglich herausnahm und ihnen am Brunnen frische Nässe gab, — dann sah er so still beglückt auf sie nieder, lange, lange, und sie mußte ihn zweimal bitten, daß er, vom Fenster zurücktretend, an den Tisch kam, drauf der Morgenkaffee dampfte. Sie hatte ihm ja so oft schon Blumen ans Fenster und auf den Tisch gestellt und zuletzt einen großen Strauß von Maiblumen, schlanker, lichter Maiblumen mit einer grünen Einfassung frischer, glänzender Blätter, und er hatte nie danach hingesehen, wie sie es erwartet, sondern war immer gleichgiltig daran vorübergegangen, — ach, jede Freude, die sie ihm zu bereiten dachte, wurde von ihm verschmät. So meinte sie wenigstens jetzt, wie sie die Blumen betrachtete, die aus einer andern Hand gekommen, als der ihren. Und wenn das ihr einziger Kummer an diesem Tage geblieben wäre! . . . Sie mußte an demselben auch die große Botschaft von des Meisters Verlobung hören, — freilich glaubte sie zuerst nicht daran, so unmöglich dünkte ihr ein solches Geschehnis; aber es gab ihr doch einen heftigen Stich durch's Herz und sie hatte sich fragen müssen, wie sie's tragen wollte, wenn sie's für Wahrheit hielt, was man ihr gesagt . . .

Schon in den nächsten Tagen freilich blieb ihr kein Zweifel mehr übrig. Die Hochzeit wurde rasch vorbereitet, und es war ein gar festlicher Tag im Dorfe, als man sie hielt: im Augusttag.

Die Eltern des Meisters hatten aus dem Schwarzwald dazu herüberkommen müssen, und die alten Leute waren froh verwundert, überall anheimelnd deutsches Wesen zu finden; von den

weißgetünchten schwäbischen Häusern und der ihrer eigenen verwanten Tracht an, bis auf die Sprechweise der Bewohner, aus deren Munde ihnen die trauten allemännischen Laute der Heimat entgegenklangen, — und selbst aus den offenen Fenstern der Dorfschule heraus hörten sie, wie drinnen die Kinder in deutscher Zunge buchstabirten und dem Lehrer ihre Antwort gaben. Sie hatten sich das alles ganz anders gedacht, da der Sohn bei Heimkunft aus dem Dorfe, am Beginn des Kriegs, ihnen gesagt, daß „drüben“ alles „wälsch“ und „französisch“ sei. Nun fanden sie auch die meisten der Bewohner, mit denen sie zusammenkamen, gar herzlich und liebenswert; und in der That war im ganzen die Stimmung unter denselben Jakob Barthold gegenüber während der letzten Monate viel günstiger geworden, denn das gerechte Geschick, welches die beiden Kolin ereilt, — sie waren zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurteilt — hatte die erbittertesten seiner Widersacher verstummen oder doch zurückhaltender werden lassen und viele andere, die ihm nun mit einemale so lange Unrecht getan zu haben glaubten, auf des Meisters Seite gebracht. Sah man doch in dem, was sich in der jüngsten Zeit alles ereignet, gleichsam eine durch höhern Willen herbeigeführte Wendung, bestimmt, den waren Menschenwert der zunächst dabei Beteiligten zu zeigen — und da mußte auch das allgemeine Urtheil notwendig in demselben Grade zu Gunsten des stillen, fleißigen, unschuldig verdamnten Schmiedes umgestimmt werden, wie man in einem großen Teile der Dorfbewohner jetzt über die beiden Mörder, und zumal der alte Kolin war ja schon von jeher manchem, der sich vor seinem in Orte erlangten gewichtigen Ansehen nur widerwillig duckte, im Stillen verhaßt gewesen, während der auf so schmachliche Weise ums Leben gebrachte Holzbauer sich fast allgemeiner Beliebtheit erfreut hatte — one Scheu und one Furcht den Stab brach, — und dies um so unbedenklicher und entschiedener, als man ja nun auch das unsaubere Mittel, das ihnen zu so schnellem Wohlstand verholfen, kannte.

Das war ein stattlicher Hochzeitszug, welcher dem jungen Pate zur Kirche folgte. Auch Helene hatte sich aus Anlaß dieser Feier ländliche Festgewandung herrichten lassen und allen Brautschmuck, den der Familienschatz von ihrer Mutter, Großmutter und von länger her barg, angelegt; sie war bestrebt schon in all' dem glänzenden Geschnaid und buntem Tücherschmuck, und auch Jakob Barthold nam sich in der roten Weste, dem steifen, hohen Halskragen, dem langen, mit blanken Knöpfen gezierten Röde und dem breiten schwäbischen Hute, den er heute auf dem Haupte trug, sehr vornehm und achtungheischend aus. Unter der großen Vinde neben der Kirche hatten sich die Bläser und Streicher aufgestellt, die mit Würde einen heiter tönenden Marsch bliesen; zur Seite standen größere und kleinere Burische, das Brautpar mit knatternden Ehrensalven begrüßend, und Meister Barthold mußte seinen Hut schier fort und fort über dem Haupte halten, um mit seligem Lächeln auf dem ganzen Gesicht hier hinüber und da hinüber den Kopf neigend für all' die ihm und seiner Braut erwiesene Aufmerksamkeit zu danken. Und die letztere wußte kaum noch, wie sie alle die großen und kleinen Strauße, mit denen man sich von allen Seiten an sie herandrängte, bewältigen sollte; auch ihr Antlitz glühte und strahlte vor Glück und Freude. Wie die Kirchtür, so war auch das Innere des Gotteshauses mit frischen Kränzen und Guirlanden reich geschmückt, und als die beiden in all' dem Duft und festlichem Gewoge zum Altar schritten, wie die Mütter ihre Kinder emporhoben, um ihnen das schöne Par zu zeigen, und wie dieses endlich an den Stufen des letzteren niederkniete und der Priester unter feierlichem Wort die Hände auf beider Häupter legte, — da kam es wol manche junge, blühende Dirn' süß und wunderbar und selig bange an, wie die mit dem Hochzeitskranz geschmückte jungfräuliche Braut selber, daß sie sich still und heimlich vornam, ehestens nach St. Ottilien hinunter zu faren und das Wagnis, dessen Ueberstehung die Hochzeit binnen eines Jahres verbürgt, zu versuchen: das Wagnis nämlich, neunmal den schmalen gefährlichen Pfad hinauf und hinunter zu schreiten, welcher dorten zu der auf dem äußersten Rande des FelsenSprungs gelegenen Engellapelle hinführt . . .

(Schluß folgt.)

Heinrich v. Kleist. (Schluß.) Das erquickende Leben auf dieser einsamen Insel dauerte jedoch nur zwei Monate; schon im Juni erkrankte Kleist und mußte diesen Aufenthaltsort verlassen. Schließlich kam seine Lieblingschwester, pflegte ihn und nam ihn im Herbst mit nach Deutschland. Auf dieser Reise besuchte er Schiller in Jena, Goethe in Weimar und weilte dann längere Zeit bei Wieland in Osmannstedt, dort förmlich als ein Glied der Familie betrachtet und behandelt.

Schiller empfing Kleist sehr freundlich; Goethe konnte sich mit ihm jedoch nicht befreunden: „Mir erregte Kleist, bei dem reinsten Vorjaz einer aufrichtigen Teilname nur Schauder und Abscheu, wie ein von der Natur schon intentionirter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre“ So schrieb der weimarer Altmeister deutscher Kunst gelegentlich einer Besprechung der tiefschen „Dramaturgischen Blätter“ noch nachträglich über den Dichter des „Zerbrochenen Krugs“. Dieses Stück hatte er als Direktor des weimarer Theaters auch verstümmelt aufgeführt, die „Penthesilea“ gänzlich verworfen — das alles und dann noch der heisse, sehnüchtige Wunsch Kleists, Goethe und Schiller zu überflügeln, veranlaßte schließlich offene Feindschaft zwischen beiden ersteren, wenigstens machte Kleist, der sich, wenn auch nicht ganz mit Grund, beleidigt fühlte, in stachlichen Epigrammen gegen Weimar und Goethe seinem Herzen Luft.

Wieland, an den er von dessen Sohn aufs Wärmste empfohlen war, hatte ihm dagegen nicht nur, als er erfuhr, in welcher materiell bedrängter Lage er sich in Weimar befand, in der freundschaftlichsten Weise seine Gastfreundschaft angeboten, er ermunterte ihn auch zum poetischen Schaffen. Letzteres gelang ihm zwar erst dann, als er mit Mühe und Not, von dem betreffs seines poetischen Tuns sehr schweigsamen Kleist erfahren, daß er mit der Abfassung eines Dramas, den „Guiskard“ beschäftigt sei, von dessen einzelnen Bruchstücken, die letzterer seinem alten Gastgeber aus dem Gedächtnis vortrug, Wieland allerdings begeistert war. Außer der Teilname und der Freundschaft, die man ihm in dieser Familie entgegenbrachte, wurde ihm das Bleiben bei diesen braven Leuten wol um ein Bedeutendes angenehmer durch die Zuneigung, welche er für die schöne Tochter des Hauses hatte und die auch Erwidderung gefunden. Er hoffte wieder einmal eine zeitlang mit seiner Familie auf eine glückliche Wendung seines Geschicks, aber trotzdem trieb ihn die innere Unruhe, die Jagd nach seinem Ideal, auch hier wieder nach kurzer Zeit fort, zunächst nach Leipzig, von dort nach Dresden. Und er ließ die osmannstedter Freunde nicht allein eine jede Nachricht, er war auch später nicht mehr zu bewegen, den an ihn ergangenen Einladungen Folge zu leisten.

„Wenn die Geister des Hesiodos, Sophokles und Shakespeares sich vereinigten, eine Tragödie zu schaffen, sie würde das sein, was Kleists Tod Guiskards des Normannen, sofern das Ganze demjenigen entspräche, was er mich damals hören ließ,“ schrieb Wieland am 10. April 1804 über das mehrerwähnte große Drama und der Dichter desselben hätte mit diesem Urteil zufrieden sein können. Jeden andern hätte es auch zum neuen ausdauernden Schaffen ermutigt und angespornt, nur Kleist nicht. Dieser hatte die krankhafte Idee, ein ihm wol auch nur dunkel vor-schwebendes Ideal zur Wirklichkeit zu gestalten und ging daran zugrunde. Hätte er sich wie andere mit dem Kleinen begnügt und seinem bedrängten Innern durch Produktionen, die er zu schaffen die Kraft hatte, Luft und Erleichterung geschaffen, so wäre alles gut geworden und er wol am Ende auch mit seinem Lieblingswerke zustande gekommen. So aber kam bei seinem eigenwilligen Vorhaben seine lebhafteste Phantasie, wie sein gereifter Geist mit seinen praktischen Erfahrungen, d. h. mit seinem hierzu mangelhaften Können in Konflikt — die Ausführung vermochte dem kühnen Fluge der Phantasie nicht zu folgen, und daran scheiterte sein geträumter dichterischer Beruf. Zweimal hatte er den „Robert Guiskard“ bereits vernichtet, aber nimmer ließ ihm sein Ehrgeiz Ruhe, immer wieder begann er daran seine Arbeit, forschte es ihn von Ort zu Ort, um die Ruhe, die Muse zu finden, deren freundliche Hilfe zur Gestaltung seines Wertes ihm so nötig war. Dieses Wert ward ihm zur fixen Idee und sterben wollte er nach seiner Vollendung. Aber als ihm dann ein Versuch nach dem anderen mißglückte, ward er irre an sich und seine Kräfte verzehrten sich mit der zunehmenden Verzweiflung und er ging seiner völligen Auflösung mit sicheren Schritten entgegen.

Zu Dresden war sein Zustand wirklich bedenklich und einer seiner besten Freunde, Pfuell, bewog ihn zu einer Reise, die er in seiner Gesellschaft nach der Schweiz machen sollte. Die Abwechslung, die Natur, so hoffte der uneigennützig Freund, würden in Gemeinschaft mit Kleists Gesundheit und Liebe zum Schaffen bringen. Sie gingen meist zu Fuß, zunächst nach der Schweiz, wo Kleist in Bern und Thun der glücklichen Stunden seiner Muse gedachte und auch kurze Ruhe und Lust zur Arbeit fand. Von da gingen sie durch die Täler der Schweiz bis nach Mailand, wo aber Kleist von solcher Scheu vor den Menschen ergriffen wurde, daß er nicht einmal einen alten guten Freund aufsuchte. Nachdem die Reisenden nach Bern und Thun zurückgekehrt waren, gingen sie durch das Waadtland nach Genf. Wie ein Brief vom 5. Oktober beweist, kam hier seine Verzweiflung zum völligen Ausbruch. Er sah ein, daß seine Kräfte zur Verwirklichung seines Ideals unzulänglich waren, und verzichtete für immer auf den lange und heiß ersehnten Ruhm. Sie reisten von Genf über Lyon nach Paris, in seiner Verbitterung entzweite er sich dort mit Pfuell, verbrante alle seine Papiere und entfloh eine Paß aus Paris. Der Freund dachte nicht

anders, als er habe sich in die Seine gestürzt und suchte ihn unter den aufgefundenen Toten. Mit dem festen Willen jedoch, sich als gemeiner Soldat anwerben zu lassen, war dieser weiter und weiter gegangen und wurde durch einen zufällig getroffenen Bekanten auf die Lebensgefahr aufmerksam gemacht, in welche derjenige damals geriet, der one Paß in Frankreich zu reisen wagte. Er erhielt dann einen Paß vom preussischen Gesanten ausgefertigt, der aber direkt nach Potsdam lautete.

Auf der Rückreise wurde er jedoch in Mainz von einer gefährlichen Krankheit befallen, aus der er nur durch die liebevolle Pflege seines Arztes gerettet wurde. Sechs Monate lang erfuhr keiner seiner Angehörigen und Freunde eine Silbe von ihm über sein Befinden und seinen Aufenthalt und er soll in dieser Zeit sogar die ernste Absicht gehabt haben, sich in Koblenz bei einem Schreiner zu verdingen. Im Juni 1804 stand er eines Abends plötzlich vor Pfuell, der von Paris zu seinem Regiment nach Potsdam zurückgeehrt war, und bei dem Erscheinen des verschollen geglaubten bereits im Bett lag. Kleist, der völlig geknickt war, gab, willenlos wie ein Kind, dem Verlangen der herbeigeeilten Schwester nach und versprach das Dichten zu lassen und nun in den Staatsdienst zu treten. Er bedauerte zwar bald, der Schwester nachgegeben zu haben, hielt jedoch Wort und bereitete sich zu einer Stellung vor. Nachdem sich verschiedene Projekte zerschlagen und er gelegentlich seiner Gesuche beim Hofe manche Demütigung erfahren, und er außerdem in Berlin die Bekantschaft Barnhagens, Chamisso's, Fouques und anderer gemacht, trat er die Stellung eines Diäters der Domainenkammer in Königsberg an. Dort fand er wenigstens Pfuell, der gleichfalls in Ostpreußen Stellung genommen hatte und auch seine frühere, von uns erwähnte Braut, die dort verheiratet war. Durch Vermittlung eines Verwandten bekam er in dieser Zeit von der Königin Luise eine Pension. Aber auch das Bedürfnis zum Dichten erwachte wieder in ihm. Er schrieb neben kleineren Gedichten die Novelle: „Die Marquise von D...“, übersezte und bearbeitete den „Amphitryon“ des Moliere, vollendete den „Zerbrochenen Krug“ und legte wol auch schon den Grund zur „Penthesilea“ und zum „Michael Kohlhaas“.

Er konnte es jedoch nicht auf die Dauer überwinden, unter Vorgesetzten zu arbeiten, die geistig tief unter ihm standen und so nam er 1806 seinen Abschied und ging im Januar 1807 nach Berlin. Hier wurde er aber von den Franzosen verhaftet und nach dem Schlosse Joug bei Pontarlier als Gefangener gebracht. Dort war er vom 5. März an interniert, später in Chalons, von wo aus er im Juli entlassen wurde. Ueber Berlin ging er nun nach Dresden. Unter anderen machte er hier die Bekantschaft mit Körner, dem Vater des Dichters, später auch die des L. Tieck und mit Adam Müller, der ihn für seine frömmelnden Zwecke benützen wollte und mit dem er auch die Zeitschrift „Rheobus“ herausgab. In dieser Zeitschrift veröffentlichte Kleist mehrere seiner bereits früher begonnenen Arbeiten, schrieb neue dafür, wie n. a. auch das Stück des „Guiskard“, das auf uns gekommen ist. Sein Vermögen war aufgezehrt und so lebte er von dem Gelde, das er sich als Schriftsteller verdiente.

Ein Liebesverhältnis zu einem Mädchen, das er aber durch seinen Eigensinn auflöste, gab ihm die Veranlassung zu seinem „Räthen von Heilbronn“; außerdem vollendete er die „Penthesilea“, auf die er große Stücke hielt, warcheinlich, weil er darin seine Herzensstürme dargestellt.

Schon in Königsberg hatte er die Niederlagen seines Vaterlandes vorausgesagt, jetzt, wo der Unabhängigkeitstrieb und die Opposition gegen Bonaparte allmählich erwachte, gehörte sein Denken und Fühlen ganz der Befreiung seines Volkes. Diese Empfindung mag ihn auch veranlaßt haben, nach Oesterreich zu gehen, wenigstens hoffte er von dort die Errettung und wollte durch eine patriotische Zeitschrift, „Germania“, die er in Prag herauszugeben beabsichtigte, sein möglichstes tun. Später ging er nach Berlin und dichtete dort seine „Hermannschlacht“ und den „Prinz von Homburg“. Jetzt atmete seine Poesie, namentlich das erstgenannte Stück und die vollendete Novelle vom „Kohlhaas“ nur Rache gegen den fremden Usurpator, den er sogar durch ein Attentat beseitigen wollte — meist ist jedoch diese Stimmung nicht zu Gunsten des Kunstwerks, doch kann dies hier nicht untersucht werden. Mit dem Ungestüm, das ihn sein Leben lang beherrschte, hatte er auch wieder seine patriotischen Arbeiten begonnen und das „Alles oder nichts“, das früher immer sein Grundjaz gewesen, kam auch hier bei ihm wieder zur Geltung. Die Richterfolge, die er auch wieder mit seinen vaterländischen Werken hatte — man fürchtete die „Hermannschlacht“ wegen ihres freisinnigen Geistes aufzuführen! — dann wol auch seine miserable materielle Lage raubten ihm vollends jeden Halt.

Er gab in Berlin die „Abendblätter“ heraus, jedenfalls um sich sein Dasein zu fristen, aber der Streit, den er mit v. Raumer wegen Subvention seiner Zeitschrift hatte, zeigt uns, daß er seine Selbständigkeit vollends eingebüßt, wenigstens spürt man in seinem Betragen nicht die Spur mehr von dem Kleist, der die Armee verläßt und sich gegen eine Stellung im Staatsdienst sträubt. Zu seinem Unglück lernte er noch ein mit Selbstmordgedanken umgehendes Menschenkind kennen und damit war sein Untergang besiegelt.

Mit Selbstmordgedanken war er schon oft umgegangen, namentlich aber seitdem er an sich und seinem Dichterberuf verzweifelt. Verschiedene seiner Freunde hatte er aufgefordert, sich in Gemeinschaft mit ihm das Leben zu nehmen, keiner hatte ihm diesen Freundschaftsdienst erwiesen, ihn im Gegenteil immer wieder zur Vernunft zurück gebracht

— aber jetzt fand er ein Wesen, welches ganz seiner unheimlichen Neigung entgegenkam: Henriette Vogel, die an einem unheilbaren Leiden zu krank glaubte, das aber, wie sich nach dem Tode herausstellte, garnicht vorhanden war. Am 21. November 1811 fürten beide am Wannsee, ein Meile von Potsdam, ihr schreckliches Vorhaben aus — zwei mitleidige Kugeln machten dem Leben zweier Unglücklichen ein Ende.

Ein unerlaubtes Verhältnis zwischen Henriette, der Ehefrau eines anderen, und Kleist, hat nicht stattgefunden. Aber ganz abgesehen davon wurde das gewaltthätige Ende Kleists doch verschiedentlich verurteilt. Wenn man sein Leben jedoch genau verfolgt, so ist dieser traurige Abschluß die notwendige Folge. Großartig beanlagt und in seiner Jugend durch hergebrachte Gewohnheiten in eine seinem Naturell widerstrebende Lebensbahn geworfen, von Jugend auf nicht in den Sphären, die seine Talente in das richtige Gleis zu bringen vermochten, außerdem von einem Ehrgeiz befeuert, der das Unerreichbare erreichen wollte, mit einer Phantasie begabt, die in stolzem Fluge um Jahrhunderte vorausseilte, ihren Träger, den schwachen Menschen seiner Zeit, weit hinter sich zurücklassend, mußte er schließlich mit seinem ganzen Sein in Konflikt kommen und allen Halt verlieren. Inwiefern er diesen gefunden hätte, wenn ihm seine Familie das nötige Verständnis entgegengebracht hätte, läßt sich heute allerdings schwer nachweisen.

Ueber den Wert seiner Werke zu sprechen, können wir uns hier nicht einlassen. Segen wir abgesehen hierher, was Gervinus über ihn schreibt: Unter allen dramatischen Talenten, die in diesem Jahrhundert aufstanken, hat Kleist bei weitem die meiste Verehrung auf den Dichternamen. Gewaltige Auswüchse findet man auch bei ihm, aber man läßt sich das Ausschweifende und Phantastische gefallen, wo es Jugendeigenschaft ist und die Hoffnung frei läßt, daß das Alter davon befreit ist; läßt es sich gefallen, wo es Begleiter des wahren Talents und wirft es weg, wo es das mangelnde Talent ersetzen und verbergen soll. In „Familie Schroffenstein“ ist die tragische Dosis im letzten Akt unmäßig stark; „Amphitryon“ ist verzerrt; „Penthesilea“ grenzt an die Tragikomödie. Was ihn von den anderen Dramatikern seiner Periode unterscheidet, ist, daß er reich ist und nichts aus anderer Hand zu kaufen braucht. Er ist selbständig in seinem Schaffen und er ist es, der die verfinsterte Hülle von seinem Haupte geworfen, wenn er die Befreiung des Vaterlandes erlebt hätte. Er hielt jedoch nach seinen Erfahrungen die Zeit nicht für gekommen und starb am gebrochenen Herzen über die Leiden seiner Zeit. — Es ist unstreitig ein schönes Denkmal, das der edle Verfasser der Geschichte der deutschen Literatur dem unglücklichen Dichter in dieser, wenn auch strengen, Beurteilung gesetzt hat! —

Fr. Nauert.

Auf der Eisbahn. (Bild S. 174.) So sehr auch der grimmig kalte Winter für uns Menschenkinder hinter dem blumenreichen Lenz, dem frühestpendenden Herbst und selbst seinem Gegensatz, dem heißen Sommer zurückzieht, so lassen sich ihm doch auch manche angenehme Seiten abgewinnen. Und wenn wir uns das Großmütterlein im Kreise ihrer Lieben im warmen traulichen Stübchen Märchen erzählend denken, während draußen der eisige Sturm an den Fensterladen rüttelt oder die Schneeflocken spielend und tanzend zur Erde fallen, oder wenn wir einen Tannemoos geschmückt von im Mondschein glitzerndem Eis und Schnee in seiner märchenhaften Pracht anschauen, dann gewahren wir wol sogar ein gut Stück Poesie an diesem starren Gast und sind gern geneigt, uns mit seinen Härten auszuföhnen. Am liebsten ist der Winter aber der lebensfrohen Jugend, die bei der Schlittenfahrt, beim Schneeballens und Schneemännerbauen ihr lustiges Wesen treibt, oder auf der Eisbahn, wo sie mit Schlittschuhen angetan dahinsauft oder indem sie auf „Schusters Rappen“ auf glitzernder Eisfläche von der leichten Anhöhe herabdrüht. Eine Szene letzterer Art hat der Künstler auf unserem Bilde dargestellt. Man sieht den derben ländlichen Dirnen das Vergnügen des Spiels an, man merkt es an der ausgelassenen Freude, die unmittelbar aus dem Herzen hervorbricht und sich lebendig auf ihren breiten Gesichtern ausprägt, daß dies Amüsement kein alltägliches ist.

Inhalt. Im Kampf wider alle. Roman von Ferd. Stiller. (Fort.) — Die deutschen Frauen im Zeitalter der Minnepoesie. Von Manfred Wittich. — Die Religion der Vergangenheit und der Zukunft. Von Dr. A. Israel. (Fort.) — Im Dorf der Schmied. Eine Geschichte aus dem Elsaß von Dr. Max Bogler. (Fort.) — Heinrich von Kleist. (Schluß.) — Auf der Eisbahn. (Mit Illustration.) Das Innere einer Wapishiana-Hütte.

Den verehrlichen Abonnenten der „Neuen Welt“ mache ich die ergebene Mittheilung, daß meine früher in Leipzig, jetzt in Stuttgart befindliche Buchdruckerei nebst Verlag der „Neuen Welt“, Hausbibliothek &c. am 1. Januar 1882 mit sämtlichen Activen und Passiven in den Besitz des Herrn J. S. W. Diez in Stuttgart übergeht. Briefe und Geldsendungen sind von diesem Tage an direct an Herrn J. S. W. Diez in Stuttgart, Ludwigstraße 26, zu richten. Privatbriefe an mich sind Rottebühlstraße 63 zu adressiren. Indem ich meinen Geschäftsfreunden für das Vertrauen, welches mir in so reichem Maße entgegengebracht wurde, meinen besten Dank ausspreche, ersuche ich zugleich, dasselbe auf meinen Herrn Nachfolger zu übertragen.

Franz Goldhausen.

Verantwortlicher Redacteur Bruno Geiser in Stuttgart. (Neue Weinsteige 23.) — Expedition: Ludwigstraße 26 in Stuttgart. Druck und Verlag von Franz Goldhausen in Stuttgart.

Das Alter entschädigt sich für die Tücken des Winters wol mit der warmen Stube, der Landmann mit seiner Philosophie, die herausgestüßelt, daß der Winter eine Gabe der „Vorsehung“ sei, um ihm eine gute Ernte zu schenken — aber unser Bild zeigt uns an einem einfachen, aber überall wo es friert und schneit zu beobachtenden Moment, wie sich die junge Welt mit dem rauhen Gast abfindet. — Hans Dahl, der Schöpfer des Bildes, ist Norweger, 1849 geboren, und sollte Soldat werden. Er quittirte jedoch den Militärdienst und wurde Maler. Er studirte dann in Karlsruhe und Düsseldorf, machte Reisen nach Norwegen, Berlin, London und Paris und lenkte bereits 1876 durch seine ausgestellten Bilder die Aufmerksamkeit auf sich. Im Landschafts- und Genrebild leistet er das Bedeutendste. Von seinen hervorragenden Arbeiten haben wir jedoch nur das treffliche Bild: „Ein Spiel der Wellen“, auf das wir auch unsere Leser hier aufmerksam machen wollen.

nr.

Das Innere einer Wapishiana-Hütte. Die äußeren Formen der ursprünglichen Bauten, die der Mensch aufzurichtete, um Schutz vor Wind, Kälte, Regen und Sonnenschein zu finden, sind wol allenthalben einander ähnlich gewesen. Mehrere Stangen um einen im Centrum in die Erde gegrabenen Baum im Kreise kegelförmig aufgestellt und oben an der Spitze der mittleren Stütze festgebunden, das Ganze mit Zweigen oder Bast durchflochten und mit Blättern oder sonst zur Hand liegenden Stoffen überdeckt, so mag wol mehr oder weniger der wohlliche Raum unserer Vorfahren vor tausenden von Jaren sich äußerlich präsentirt haben. Jedenfalls war damit schon ein bedeutender Fortschritt von der Höhlenwohnung aus gemacht, und so primitiv sich diese Gebilde auch gegenüber unseren modernen architektonischen Leistungen ausnehmen, so haben wir doch gar kein Recht, mit großer Verachtung darauf zu blicken, wenn man bedenkt, daß nach dem Gezej der Entwicklung sich erst aus diesem Unscheinbaren die großartigen Werke der Baukunst unserer Tage allmählich herausgebildet haben. — Unser Bild auf Seite 173 gibt uns nun die Ansicht des Innern einer Hütte der Wapishiana-Indianer. So einfach auch die Ausstattung derselben ist — das Gerät wie der Schmutz belehren uns, daß seine Inassen das edle Maidwerk mit Vorliebe pflegen — so zeigt uns doch das Ganze, namentlich aber der kuppelförmige saubere Aufbau der Hütte, daß ihre Erbauer von der Zivilisation schon manches profitirt hat. Nach der Beschreibung von der Reiseenden haben diese Hütten 10—13 Meter Durchmesser und durchschnittlich 13—17 Meter Höhe. Der Eingang ist die einzige Oeffnung, welche des nachts mit einer aus Palmblättern gefertigten Tür versperrt wird. Gewöhnlich wird eine dieser Hütten von mehreren Stämmen bewohnt, welche sich in den Raum teilen, one daß sie denselben besonders abgrenzen. Nur fand unser Gewährsmann das Fleckchen, welches jede einzelne Familie bewohnte, durch Steine, die den Heerd bilden, bezeichnet. Ob die Schilderung auf Wahrheit beruht, nach der die genannten Inassen „schlanke, schöne Leute mit edlen, regelmäßigen Gesichtszügen und großen, römischen oder griechischen Nasen“ seien, vermag man leider auf unserem Bilde nicht zu erkennen. Nach ihrer Kleidung und ihrem Schmutz zu schließen sind sich die Wapishianas dieser ihrer Schönheit wol bewußt, denn erstere bestand oder besteht nur in einem Schurz. Die Männer tragen die Haare kurz geschoren; in dem durchbohrten Nasenknorpel glattegeschliffene und breitgeschlagene Kupfer- oder Silbermünzen und in der ebenfalls durchbohrten Unterlippe entweder einen kleinen Zylinder oder ein glockenförmiges Gebild aus Knochen. — Früher bewohnten die Wapishiana-Indianer brasilianisches Gebiet, wurden dort aber derart verfolgt, daß der größte Teil von ihnen sich nach dem angrenzenden Gebiet von Britisch-Guyana flüchtete. Ob sie sich dort ihren Stamm in der Zukunft werden erhalten können, ist fraglich, wenigstens sind in neuerer Zeit wieder eine Anzahl Stimmen laut geworden, welche nur in einer Ausrottung die Lösung der Indianerfrage erblicken. Auf alle Fälle steht aber eine solche Anschauung im grellen Kontrast zu den Schilderungen, deren wir oben eine mitgeteilt und die sich auch betreffs anderer Stämme anführen ließen.

ff.